OLZ

XLVI / 7/8 JULI/AUGUST 1943

Zur Geschichte der Mamlūkenpost.

Von Richard Hartmann.

Während unsere bisherigen Kenntnisse von der Post der Mamlūken fast ausschließlich auf einigen zusammenfassenden Berichten weniger arabischer Historiker, in erster Linie des Šihāb ad-Dīn ibn Fadlallāh, beruhten, hat jetzt J. Sauvaget die mühevolle und zeitraubende Arbeit unternommen, das in den umfangreichen geschichtlichen Darstellungen weit zerstreute Material über die Post zu sammeln[1]. Gewiß reichte das schon aus, um ein sehr viel anschaulicheres und lebendigeres Bild zu gewinnen, das, in seine geschichtlichen Zusammenhänge eingefügt, auch die Skizzierung einer Geschichte der Einrichtung in ihren Hauptlinien erlaubte. Aber der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich nicht auf die schriftlichen Quellen beschränkt; er nahm in ausgedehntem Maße die Archäologie zu Hilfe; und dadurch, daß er systematisch die Wege der Poststraßen im französischen Mandatsgebiet Syrien und teilweise in Palästina verfolgte, wußte er die Grundlagen unseres Verständnisses in überraschender Weise zu erweitern. Das unmittelbare Ergebnis dieser Reisen hat er in der Zeitschrift Ars Islamica VI und VII im einzelnen vorgelegt. In der hier zur Besprechung stehenden Arbeit hat er den quellenmäßigen und den archäologischen Stoff zu einer ausgezeichneten Gesamtdarstellung verarbeitet.

Zu den wertvollsten Resultaten rechne ich, daß der Vf. aufzeigen konnte, daß die Wege der Post, die ja dem rein staatlichen, bzw. militärischen Nachrichtenwesen diente, keineswegs immer mit den Handelsstraßen zusammenfielen (s. z. B. S. 33). Die verschiedenen Zwecke beider Arten von Verkehrslinien bedingten ja auch abweichende Anforderungen. Besonders deutlich wird das an dem auch architektonisch festgestellten Unterschied zwischen *ḫān* und *markaz al-barīd*: es gelang Sauvaget, eine Reihe der letztgenannten reinen Zweckbauten wieder zu finden und aufzunehmen. In sehr beachtenswerter Weise stellt er sodann fest, daß späterhin wohl gelegentlich — aber nicht immer — eine Verbindung der beiden Zwecke eintrat und auch *ḫāne* an den eigentlichen Poststraßen entstanden.

Sehr schön ist weiter die durch anschauliche Kartenskizzen und Profile verdeutlichte Schilderung von Verlegungen der Postroute, die ihm das Material festzustellen und in ihren Gründen zu durchschauen erlaubt. Zu einem der von ihm behandelten Beispiele, betreffend den Jordanübergang auf der Linie von Ägypten nach Damaskus, mögen hier, etwas weiter ausgreifend, noch einige Bemerkungen folgen. Es fällt zunächst auf, daß die Postlinie des Baibars den Fluß nicht unweit seinem Austritt aus dem See von Tiberias überschreitet, wo sich der ǧisr al-maǧāmi', damals ǧisr Sāma genannt, zur Überquerung bot, und dann weiter dem alten Weg über Fīq und Ḥisfīn folgt (s. ZDMG 64, S. 684), sondern weiter südlich den Jordan überfurtet und dann direkt ostwärts über eṭ-Ṭajjibe Irbid erreicht. Das ist um so auffallender, als wir wissen, daß jener frühere Weg nach den Siegen Saladins wieder aufgenommen war (s. ZDPV 41, S. 54). Es erklärt sich immerhin leicht daraus, daß zur Zeit der Einrichtung der Post das feste Ṣafed noch ein Bollwerk der Kreuzfahrer war, dessen eventuell bedrohliche Nähe vermieden werden sollte. Wenige Jahre nachher, 1266, fiel Ṣafed. Und so konnte im 14. Jahrhundert die Verlegung des Postweges über den ǧisr al-maǧāmi' und auf eine etwas nördlichere, zwar weitere, aber viel bequemere Linie nach Irbid stattfinden, über die uns Ibn Faḍlallāh genau unterrichtet (s. Sauvaget, S. 73ff.). Qalqašandī's *qalā'id al-ǧumān* (s. Sprenger, Die Post- und Reiserouten des Orients, S. 9 Anm.) weist auf eine spätere nochmalige Umlegung, nämlich eine Verkürzung der Linie auf ihrem westjordanischen Verlauf hin, wie ich bereits ZDMG 64, S. 693 bemerkt habe. Diese mehrmaligen Änderungen sind als entschiedene Verbesserungen durchaus begreiflich. Sie betreffen aber stets nur Teilstrecken zwischen Ǧēnīn und Irbid, halten jedoch im großen an der Linienführung des Baibars — eben über Irbid — fest, obwohl sie im ganzen weiter und unbequemer erscheint als der frühere, von Saladin wieder freigemachte Weg über Fīq und Ḥisfīn, aber auch als die später üblich gewordene, ganz anders verlaufende Route, die sogenannte via maris (s. ZDPV 41, S. 53ff.), die den Jordan erst nördlich des Sees von Tiberias auf dem

1) Sauvaget, J.: La poste aux chevaux dans l'empire des Mamelouks. Paris: Adrien-Maisonneuve 1941. (VI, 100 S. mit 21 Abb. u. 8 Taf.) gr. 8°

ğisr benāt Ja'qūb überschreitet. Gewiß ist diese erst nach dem Fall von Ṣafed gangbar geworden. Einer ihrer Vorzüge liegt ja gerade in dem bequemen Anschluß dieser wichtigen Position an die Hauptverkehrslinie. So finden wir denn auch ihre nordöstliche Hälfte in den Poststationenlisten der Mamlūkenzeit aufgeführt, aber — eben nur als Weg von Damaskus nach Ṣafed. Daß in späterer Zeit auch der normale Weg von Cairo nach Damaskus diese Linienführung benützte, das zeigen das Itinerar von Selīm's syrisch-ägyptischem Feldzug 1516 und ebenso der Kātib Čelebi zur Genüge (s. ZDMG 64, S. 698; ZDPV 41, S. 56). Daß sie in dieser Funktion auch schon in der späteren Mamlūkenzeit Dienst tat, dafür ist nicht nur die Reise des Sultans Qā'itbāj vom Jahre 1477 ein Beleg, deren Verlauf ja durch seinen Abstecher nach Ṣafed bestimmt war, sondern mehr noch die Tatsache, daß ihr entlang in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine ganze Reihe von *ḫān*en errichtet wurde (ZDPV 41, S. 55). Wenn trotzdem von einer Verlegung der Postroute auf diese Strecke nichts verlautet, so zeigt das nicht so sehr die von Sauvaget mit Recht betonte Erscheinung, daß Post- und Handelsstraßen nicht notwendig zusammenfallen mußten, sondern in diesem Fall vielleicht mehr noch die Schwerfälligkeit des Behördenapparates, die freilich um so weniger auffällt, als damals der regelmäßige Nachrichtendienst durch die Post bereits zu funktionieren aufgehört hatte (s. S. 82f.).

Es ist wohl selbstverständlich, daß es dem Referenten, der selbst 1916 Ibn Faḍlallāh's Abschnitt über die Poststationen kommentiert hat (ZDMG 70, S. 477ff.), große Genugtuung bereitet, zu sehen, wie viel weiter Sauvaget in seinen Notes de topographie in der Identifizierung der Orte kommen konnte, dank vor allem seinen Forschungen an Ort und Stelle, freilich auch der inzwischen erschienenen Literatur und besseren Karten. So ermöglicht ihm der mir damals noch nicht zugängliche Text von Qalqašandī's *Ṣubḥ* zusammen mit dem Augenschein, S. 72 Anm. 284 und S. 89 eine Textstelle, die mir ZDMG 70, S. 492 Anm. 4 große Schwierigkeiten bereitet hatte, mit Sicherheit als einen Irrtum zu erweisen und im übrigen befriedigend zu erklären. Daß ich mich bei meinen Identifikationsvorschlägen gelegentlich dadurch irreführen ließ, daß ich nicht erkannte, daß die betreffenden auf der Karte verzeichneten Anlagen neueren Datums sind, wie er S. 89 Anm. 338 u. S. 92 (zu Ḥafīr Asad ad-Dīn) zeigt, ist wohl nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß ich im wesentlichen eben auf die Karte zu von Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf, als Grundlage angewiesen war. Um so erfreulicher ist es mir, daß Sauvaget z. B. meine Identifikation von al-Ghasūla mit Ḥasjā (ZDMG 70, S. 492 Anm. 7) bestätigen konnte, und mehr noch, daß meine versuchsweise Zusammenstellung von Inqirāṭā (so schreiben die Handschriften von Ibn Faḍlallāh) und der κώμη Νικεράτων mit dem Ḳ. Ğerāde der Karte zu Oppenheim (ZDMG 70, S. 35 Anm. 3) durch seinen höchst aufschlußreichen Fund des dortigen ḫān (S. 63ff. s. dazu S. 90f.) als richtig erwiesen wurde (entgegen anderen Versuchen, s. Dussaud, Topographie, S. 184): denn das von mir angeführte „Ḳ. Ğerāde" (im Unterschied von dem etwas weiter südlich verzeichneten Gerāde) ist doch offenbar — wenn auch etwas ungenau auf der Karte eingetragen — das von Sauvaget vermerkte „Qerati" der Karte X in Dussaud's Topographie, als dessen richtige Namensform er selbst „Enqarāté" feststellte. Übrigens hat Sauvaget S. 91 gerade die vielen Rätsel der Strecke Ḥamā—Ḥaleb, auf die ich ZDMG 70, S. 493 Anm. 2 nur eben hinweisen konnte, wie mir scheint, evident richtig gelöst durch die Auffindung von „Ebbād" und die Annahme von graphischen Verschreibungen. Ich erlaube mir dazu nur noch beizufügen, daß die Verderbnis von Ğarābulus in Ṭarābulus (s. S. 90 Anm. 341) nicht dem Ibn Faḍlallāh in die Schuhe zu schieben ist, wie meine Anm. 4 zu ZDMG 70, S. 493 erweist. Sauvaget sucht diese Station wohl ganz richtig in der Gegend des Ḫān Šaiḫūn, der ja auch in späteren Itineraren an dieser Stelle figuriert (so bei Muḥammed Kibrīt, Riḥlat aš-šitā' waṣ-ṣaif, Cairo 1293, S. 115); in dem Tell von Ḫān Šaiḫūn möchte er das alte Kafarṭāb sehen und in Ğarābulus eine Verderbnis der Χαβαρδᾶ oder Καφαρδὰ πόλις der Byzantiner, welch letzteres mir freilich nicht ganz einleuchtet.

Auch zu der Linie Damaskus — Tripolis bestätigen seine präzisen Feststellungen an Ort und Stelle (S. 93f.) vielfach in der Hauptsache meine auf Grund unzureichenden Materials vorgebrachten Vermutungen. al-Qaṣab hatte ich genau genommen nicht mit el-Quṣaib „identifiziert", sondern nur mit diesem Namen zusammengestellt, da ich ja seine angebliche Lage gar nicht kennen konnte, den Namen vielmehr nur einer Ortsliste entnahm. Sauvaget wird Recht haben, wenn er in al-Qaṣab gar nicht den Namen eines Dorfes sieht, sondern das Wort — wie auch sonst mehrfach in entsprechenden Fällen — in seiner appellativischen Bedeutung nimmt. Dies gilt ganz gewiß von aš-Ša'rā, worauf schon meine Anm. 2 zu ZDMG 70, S. 496 hinweisen konnte,

was mir jetzt durch die carte administrative fig. 37 in dem schönen Buch von J. Weulersse: Le Pays des Alaouites, vollends unwiderleglich gesichert erscheint.

Doch es sollen hier die zahlreichen endgiltigen Lösungen oder Fortschritte auf dem Wege der Klärung, die wir Sauvaget's methodisch durchgeführten Forschungen verdanken, nicht im einzelnen aufgezählt werden. Nur mag noch eingestanden sein, daß das von Sauvaget S. 40 Anm. 174 richtig gestellte Versehen Gaudefroy-Domombynes' wohl auf mein Schuldkonto kommt (ZDMG 70, S. 504), aber von mir ZDMG 71, S. 430 berichtigt wurde.

Sauvaget hat hier in hingebender und gewissenhafter Arbeit ein höchst lohnendes Thema mit glänzendem Erfolg behandelt. Wenn er selbst in der Einleitung S. 7 seine Arbeit als „très imparfait" bezeichnet, so gilt das eben nur von einem Standpunkt aus, der die höchsten Anforderungen stellt. Es wird wohl lange dauern, bis die Erschließung neuer Quellen wirklich wesentliches zu einem noch besseren Verständnis der Einrichtung der Post beitragen kann. Soweit es überhaupt auf solchem Gebiete möglich ist, hat seine Bearbeitung durchaus einen Anspruch darauf, als erschöpfend bezeichnet zu werden.

Besprechungen.

Allgemeines.

Wüst, Walther: Indogermanisches Bekenntnis. Sechs Reden. Berlin: Ahnenerbe-Stiftung-Verlag [1942]. (V, 160 S.) gr. 8°. Geb. RM 4.80. Bespr. von E. Frauwallner, Wien.

In der Zeit des gewaltigsten Umbruches, der das ganze innere und äußere Leben des Volkes durchgreifend umgestaltet und erneuert, ist auch für die Wissenschaft mehr denn je der Augenblick gekommen, ihre tägliche Arbeit auf Stunden zu unterbrechen, um ihre Grundlagen zu überprüfen und sich erneut auf ihre Aufgabe und Verpflichtung zu besinnen. Solche Stunden der Besinnung stellen diese Reden dar, die bei verschiedenen Anlässen gehalten, nun unter dem gemeinsamen Titel „Indogermanisches Bekenntnis" der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Den Anfang bildet bedeutungsvoll die Rede „Germanenkunde, Frage und Verpflichtung", die bei der Eröffnung der Pflegestätte für Germanenkunde in Detmold gehalten wurde und dieser ihre Aufgabe weist: „ehrfurchtsvolle Arbeit an der Gesamterscheinung unserer germanischen Altvordern" und vor allem „Wissenschaftsdienst an der letzten, größten und wichtigsten Geisteserscheinung ... Dienst an der Erbverwandtschaft". An sie schließt sich aufs engste, weiterführend und ergänzend, die letzte Rede: „Überlieferung als völkische Kraftquelle", welche nach reichen Betrachtungen über Wesen und Wert der Überlieferung als Ziel der Überlieferungsforschung und -pflege hinstellt, „unser völkisches Leben durch und in der Geschichte zu entfalten und so unser Dasein in der Gemeinschaft zu erhöhen". Damit ist der Grundakkord angeschlagen und der Rahmen gespannt, in den die übrigen Reden gefügt sind. Diese behandeln einzelne Themen, dafür aber mit um so größerem Reichtum und um so größerer Fülle: „Das Reich, Gedanke und Wirklichkeit bei den alten Ariern", „Deutsche Frühzeit und arische Geistesgeschichte", „Von indogermanischer Religiosität, Sinn und Sendung", und klingen in der großen Rektoratsrede aus, die dem ganzen Buch den Namen gegeben hat, dem „Indogermanischen Bekenntnis". Eine genauere Vorstellung vom Inhalt dieser Reden im Rahmen einer Anzeige zu geben, ist so gut wie unmöglich. Denn der Redner hat hier in blendender Form ein Höchstmaß von Gedanken auf engstem Raum zusammengedrängt, eine Fülle, die sich nicht mit wenigen Worten wiedergeben läßt. Einzelne Sätze herauszugreifen und zu betrachten, wäre aber widersinnig. Denn das Wesentliche ist hier die gesamte Grundhaltung, von der die Reden getragen sind, das Bekenntnis, das in ihnen ausgesprochen und zu dem aufgerufen wird. Um so mehr ist es aber zu wünschen, daß das Buch in weitesten Kreisen die verdiente Verbreitung findet. Es wird reiche Belehrung und Anregung bringen. Vor allem aber, daß es auch in Kreisen der Wissenschaft im Sinne seines Verfassers wirkt und seinem Bekenntnis möglichst viele Anhänger gewinnt.

Hendriksen, Hans: Untersuchungen über die Bedeutung des Hethitischen für die Laryngaltheorie. Kopenhagen: E. Munksgaard in Komm. 1941. (99 S.) gr. 8° = Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-filologiske Meddelelser XXVIII, 2. Dän. Kr. 6—. Bespr. von Walter Couvreur, Antwerpen.

Das Hethitische ist die älteste uns bekannte idg. Sprache und schon dadurch von höchster Bedeutung, daß es einen in den anderen idg. Sprachen nicht erhaltenen *ḫ*-Laut enthält. Das vorliegende Buch bietet einen neuen Versuch, den Ursprung dieses *ḫ*-Lautes zu bestimmen. Die Theorie schließt sich der von Pedersen in Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen (ib. XXV, 2), Kopenhagen 1938, 176—90, sehr eng an. Wie P. nimmt H. an, daß *ḫ* entweder aus einem *k*- oder *p*-Laut, oder aus einem ursprünglichen *H*-Konsonanten (vermutlich laryngaler Art) entwickelt ist. Für die

sekundäre Entstehungsart rechnet H. mit einer Entwicklung aus heth. *k* oder *p* (wie P.) und außerdem aus einem idg. Labiovelar. Als Vertreter eines ursprünglichen Laryngalkonsonanten entspricht *ḫ* nach H. und P. sowohl $ḫ_1$ als $ḫ_2$. Die Frage, ob auch $ḫ_3$ existiert hat, läßt H. unentschieden. Weiter rechnen beide Verfasser damit, daß der idg. *ḫ*-Laut im Hethitischen nach bestimmten Gesetzen ausfällt, und zwar in Verbindung mit gewissen Konsonanten, im Auslaut und in der Reduktionsstufe, wo sonorisiertes *ḫ* heth. *a* ergibt. H. unterscheidet sich von P. nur in der Behandlung des Inlauts, indem er für den Laryngalausfall teilweise andere Gesetze annimmt. Seine Regeln machen jedoch stark den Eindruck des Konstruierten. All zu häufig werden Ausnahmen als Lehnwörter oder als analogische Neubildungen hinwegerklärt. Außerdem sind viele Etymologien ganz abgesehen von der Theorie entschieden abzulehnen. Sogar alte, längst erledigte Gleichklangsetymologien wie *appa*: ἀπό (43), *awan* (fälschlich „weg" übersetzt): l. *au* (45), *dā-*: idg. *dō* (47) werden erneut angeführt. Da *māḫla-* „Rebe" bedeutet, muß doch der Vergleich mit l. *malum* „Apfel" (31) ausfallen. Die ursprüngliche Bedeutung von *ḫink-* ist nicht „sich beugen" (28), sondern „zuweisen" (akk. *bāru*); *tarḫ-* „können, übertreffen" hängt sicherlich nicht mit *tarna-* „lassen" (84—5) zusammen. Eine Vermutung P.s *šuppi-* „rein": skr. *subhānu-* „sehr leuchtend" nennt H. „in hohem Grade wahrscheinlich" (52); *arkuwa-* „entgegentreten, (daher) anflehen, beten" und l. *arguo* „mache klar" (wohl zu idg. *arĝ* „weiß, hell", heth. *ḫarki-*!) betrachtet H. als „recht naheliegend" und „sicher" (49). Der Etymologie zu Liebe wird *tittanu-* als „läßt aufstehen" (74) statt „setzt hin" übersetzt usw. Da der Verfasser annimmt, daß *ḫ* ursprünglich „in demselben Worte in einigen Formen vorkam, in anderen fehlte" (85), fällt es ihm nicht schwer, jede denkbare heth. Form in ein vorgefaßtes Lautschema einzupressen. Die Annahme Kuryłowiczs, nach der *ḫ* eine vorangehende Tenuis aspiriert bzw. sonorisiert, wird von H. nicht erwähnt. Für weitere Einzelheiten in der Laryngaltheorie H.s verweisen wir auf unseren Aufsatz Le *ḫ* hittite et les phonèmes laryngaux en indoeuropéen (L'antiquité classique [im Druck].

Zu der Rechtschreibungsregel H.s (39), nach der *-ḫḫ-* nach kurzem, *-ḫ-* nach langem Vokal steht, ist zu bemerken, daß *ḫ* auch nach kurzem Vokal belegt ist, so u. a. in *wa-ḫa-anza*, *ḫar-tu-u-wa-ḫar-tu-wa-ti* und ausnahmslos in *mi(ja)ḫuwant-* (H. betrachtet das Wort ganz willkürlich als Fremdwort (41)). Zu *ḫ* nach *e* s. bereits Petersen, *JAOS* 1939, 184—5). Für die *aḫ*-Verba (mit einfachem *-ḫ-*) s. Sommer, Heth.-akk. Bilingue, 151[2].

Daß das heth. *ḫi*-Praesens dem idg. thematischen Praesens entstammt (36—8), haben wir bereits Mélanges Cumont, Brussel 1936, 551—73, gezeigt. Die heth. Praesentia mit Sg. 1.*-mi* und 3.*-zi* gegenüber Sg. 2.*-ti*, hält H. für ursprüngliche *ḫi*-Formen mit sekundären *-mi* und *-zi* (55). Das ist jedoch das Gegenteil des Richtigen: vielmehr ist *-ti* für *-ši* der Umbildung nach der *ḫi*-Flexion verdächtig (s. Mélanges Cumont, 568—70). Der von H. teilweise in Anschluß an P. gegebenen Erklärung der nominalen und verbalen *ai*-Stämme (65—6, 63—4, 76—80) stellen wir unsere Erklärung Arch. Or. 1938, 295—307 und Mélanges Boisacq, Brüssel 1937, 213—5, entgegen. Heth. *parna* bedeutet nicht „Häuser" (Pl., 71), sondern „dem Hause" (Sg. Dat.-Lok.). Ein Beispiel für die nach H. nicht überlieferte Endung *-aḫteni* (70) ist *ša-an-aḫte-ni* (*šanḫteni*).

Der Status Quaestionis H.s dürfte wohl etwas vollständiger sein. Der Vergleich von heth. *ḫ* mit den „Phonemen" von de Saussure und Møller wurde nicht zu allererst von Cuny oder Kuryłowicz, sondern von Møller selbst aufgestellt, wenn auch das Møllersche Beispiel sich nachträglich als unhaltbar erwiesen hat und die betreffende Stelle bei Møller völlig unbeachtet blieb. Die Verdienste eines so hervorragenden Forschers wie Cuny für die Laryngaltheorie werden kaum erwähnt. Kuryłowicz kennt H. nur aus den Etudes indoeuropéennes (1935); die neueste, von de Saussure erheblich abweichende Theorie in den Mélanges van Ginneken, 199—206 (1937) läßt H. unberücksichtigt. Die erheblichen Unterschiede zwischen der Theorie Kuryłowiczs und des Rezensenten sind kaum beachtet.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Buch Hendriksens die Gegner der Laryngaltheorie (vor allem Petersen) von der Richtigkeit dieser Annahme überzeugen wird. Eine polygenetische Erklärung des *ḫ*-Lautes zugleich aus einem *k*- und *p*-Laut sowie aus einem ursprünglichen Laryngalkonsonanten, ist schon an sich sehr zweifelhaft, wenn auch für die Behandlung der Etymologie recht bequem. Ein besonders unglücklicher Gedanke H.s war es, anzunehmen, daß die zweifellos richtige Annahme, nach der *ḫ*-lose Wörter im Hethitischen keinen Laryngal im Indogermanischen enthalten haben, „einer vollkommenen Ablehnung der Laryngaltheorie gleichkommen" würde (43).

Gren, Erik: Kleinasien und der Ostbalkan in der wirtschaftlichen Entwicklung der römischen Kaiserzeit. Uppsala: A.-B. Lundequistska Bokh. Leipzig: Harrassowitz [1941]. (XL, 172 S.) gr. 8° = Uppsala Universitets Årsskrift 1941: 9. Kr. 7.— Bespr. von Josef Keil, Wien.

Nicht unpassend hat man die Balkanhalbinsel und Kleinasien als die Arme bezeichnet, welche der europäische und der asiatische Kontinent einander entgegenstrecken. Im Süden nur durch die mit ihrer reichen Inselwelt eine leichte Seeverbindung bietende Ägäis getrennt, stoßen die beiden Arme im Norden an den Meerengen des Hellespont und des Bosporus mit der dazwischen liegenden leicht überquerbaren Propontis sogar unmittelbar zusammen. Eine solche Lage mußte es mit sich bringen, daß zu allen Zeiten ein reger Bevölkerungs- und Kulturaustausch zwischen den beiden Halbinseln namentlich über die dadurch an Bedeutung gewinnenden engsten Berührungsstellen im Norden stattgefunden hat, sei es, daß Volksstämme oder Staaten in kriegerischen Unternehmungen von der einen auf die andere Seite übergriffen, sei es, daß in friedlichen Zeiten ein Herüber und Hinüber von Menschen, Waren und Kulturgütern erfolgte.

Grens Buch befaßt sich eingehend nur mit den Zuständen in der römischen Kaiserzeit, da beide Gebiete in einem Reiche vereint waren. Es war, wie der Verfasser im Vorwort angibt, ursprünglich seine Absicht, „die wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Kleinasien und der Balkanhalbinsel in der römischen Kaiserzeit zu studieren" und zu diesem Zwecke das „epigraphische, literarische, numismatische und archäologische Material" zur Wirtschaftsgeschichte Kleinasiens und des Ostbalkans (Thraciens, Mösiens und Daciens) zu sammeln. Nach Erscheinen von Broughtons Roman Asia Minor im 4. Bande von T. Franks An economic survey of Ancient Rome (1938) hat Gren seine Zielsetzung dahin geändert, daß er vor allem die „wirtschaftliche Rolle der Armee in der römischen Kaiserzeit", die „im Gegensatz zu ihrer politischen Rolle im höchsten Maße unterschätzt worden" sei, herauszuarbeiten bemüht war, ohne jedoch seine ursprünglichen allgemeineren Absichten aufzugeben. Die ersten drei Kapitel I: Übersicht der wirtschaftlichen Entwicklung Kleinasiens und des Ostbalkans in der Kaiserzeit, II: Das Straßennetz zu beiden Seiten der Meerengen, III: Der Warenaustausch zu beiden Seiten der Meerengen (S. 1—88) gehören mehr dem ursprünglichen Plane an, während Kap. IV: Die römische Armee als Wirtschaftsfaktor in Kleinasien und auf dem Balkan (S. 89—155) der zweiten Zielsetzung gewidmet ist. Ein letztes nur 9 Seiten umfassendes Kapitel VI: Die wirtschaftliche Lage nach der Gründung Konstantinopels erklärt die Verhältnisse in der Spätantike und den folgenden Jahrhunderten zum Teil als Endergebnis zum Teil als Weiterführung der in der Kaiserzeit angebahnten Entwicklung.

Die vom Verfasser verfolgten Hauptlinien dieser Entwicklung: das wirtschaftliche Aufblühen des Binnenlandes in Kleinasien und dem Ostbalkan, die steigende Wichtigkeit der diese beiden Gebiete zunächst über die Dardanellen und das Marmarameer, später über den Bosporus verbindenden Verkehrswege und der an ihnen gelegenen Städte sowie die große Bedeutung der Garnisonen und der vom Donaulimes zum syrischen Limes laufenden Truppentransporte für das wirtschaftliche Leben der betroffenen Provinzen waren nicht unbekannt. Aber der Verfasser hat mit einem Höchstmaß von Fleiß und Gewissenhaftigkeit eine riesige, von ihm selbst auf 27 (!) Seiten zusammengestellte Literatur durchgearbeitet und durch deren selbständige kritische Auswertung ein wissenschaftlich fundiertes detailreiches Bild dieser Entwicklung entworfen, dem es auch an neuen Lichtern keineswegs fehlt. Als solche möchte ich die ergebnisreiche Verwertung der Münzprägungen und die Herausarbeitung der Bedeutung der Armee als Wirtschaftsfaktor besonders hervorheben; auch daß der Verfasser arabische und türkische Quellen herangezogen hat, werden die Leser dieser Zeitschrift besonders begrüßen, wie denn sein entschlossenes Anfassen der vielen sein Thema berührenden Probleme und das dankbare Bekenntnis „unschätzbarer Hilfe" durch den in den Winterkämpfen 1940 auf der karelischen Landenge für sein Vaterland gefallenen finnischen Wirtschaftshistoriker Gunnar Mickwitz bei allen deutschen Fachgenossen größter Sympathie gewiß sind. Der Referent muß jedoch, ohne es allerdings an dieser Stelle im einzelnen begründen zu können, auch aussprechen, daß er doch in nicht wenigen Punkten anderer Meinung ist als der Verfasser, dem es, wie er ja selbst bedauernd feststellt, an einer genaueren eigenen Anschauung der von ihm behandelten Gebiete fehlt und in dessen Argumentationen die antiken Originalzeugnisse doch öfters zu sehr hinter der modernen Literatur zurücktreten.

Diez, Ernst: So sahen sie Asien. Reiseberichte von Herodot bis Moltke. Berlin-Wien-Leipzig: Zsolnay Verlag Karl H. Bischof 1942. (480 S., 38 Abb. u. Ktn.) 8°. RM 5.50; Pp. 8.— Bespr. von H. v. Mžik, Wien.

Es scheint zunächst fast ein Wagnis, den ganzen ungeheuren Kontinent Asien in eine Anthologie von 20 Auszügen aus Reiseschil-

derungen einschließen zu wollen. Aber man muß sagen, daß dieses Wagnis geglückt ist, und daß der Herausgeber seinen Plan in geschickter und geschmackvoller Weise durchgeführt hat: ein Quellenbuch von allgemeinstem Interesse zu schaffen, das auch dem Fachmann vieles zu geben imstande ist. Mit Recht hat er seine Auswahl auf die Zeit beschränkt, in der Asien sozusagen noch ganz Asien, Herr im eigenen Hause war, auf die Zeit vor dem intensiveren Wirksamwerden europäischer Einflüsse aller Art: als letztem Autor hat er Helmuth von Moltke das Wort gegeben. Innerhalb dieser zeitlichen Umrahmung hält er sich bei der Aufeinanderfolge der Autoren im allgemeinen an die Nachbarschaft der Länder, so daß man an der Hand seines Buches von Westen nach Osten fortschreitet. Daß nicht jedes Land in diesem einen Bande vertreten sein konnte, ist beinahe selbstverständlich. Der Herausgeber hat uns deshalb einen zweiten versprochen, in dem er das noch Fehlende — Kleinasien, Armenien, Turkestan, Afghanistan, Hinterindien und die Asiatische Inselwelt — bringen will. Man wird diesem Buche mit Vergnügen entgegensehen. Die Bildbeigaben dürfen nicht vergessen werden. Sie illustrieren in vortrefflicher Weise das geschriebene Wort und bringen uns, wenn sie Reproduktionen aus den Originalwerken sind, auch die Autoren und ihre Zeit näher.

Ägyptologie.

Scharff, Alexander: **Archäologische Beiträge zur Frage der Entstehung der Hieroglyphenschrift.** München: Bayer. Akad. d. Wiss., in Komm. bei C. H. Beck, München. 1942. (79 S.) gr. 8° = Sitzungsberichte d. Bayer. Akad. d. Wiss., Philos.-hist. Abt. Jg. 1942, H. 3. Bespr. von Siegfried Schott, Heidelberg.

Die Frage nach der Entstehung der Schrift als wesentliches Mittel zur Herausbildung und Entwicklung unserer Kultur findet immer wieder besondere Beachtung. Vor allem an den frühesten Formen der Schriftentwicklung, den ersten Zeugnissen der Schriftverwendung überhaupt, sucht man zu einer Lösung zu kommen. Da hier mit Bildern geschrieben wird, drängt sich die Vermutung auf, die Schrift sei aus dem Bild, aus der Kunst, etwas zeichnerisch bannen und mit einem Bilde festlegen zu können, entstanden. Man habe zunächst das, was man schreiben wollte, hingemalt und erst später aus diesen Bildern die Zeichen herausentwickelt, die dann immer wieder dieselben Wörter, dieselben Silben und schließlich Buchstaben bedeuteten. Für eine derartige Erklärung schien weiter zu sprechen, daß tatsächlich verschiedene Mitteilungssysteme moderner „primitiver" Völker rein bildhaft vorgehen und unabhängig vom Wortlaut einer Mitteilung das Mitzuteilende im Bilde wiederzugeben verstehen. Der wirkliche Befund der Schriftentwicklung im Alten Ägypten spricht jedoch gegen eine derartige Ableitung aus dem Bilde. Hier tritt die Bilderschrift sofort als Lautschrift auf[1]. Sie folgt der Sprache, welche einen Sachverhalt Wort für Wort entwickelt und ihn nicht als Bild mit einem Schlage vor das Auge stellt. Die vielen Bilder, welche in der ägyptischen Schrift die Dinge selbst vertreten, tragen den Lautwert oder sind ihm — ohne gelesen zu werden — zur Unterscheidung von anderen Wörtern gleichen Lautwertes angehängt. Schon die altägyptische Schrift muß „buchstabiert" werden. Dieser Befund zwingt dazu, anzunehmen, daß entweder die Schrift hier, wie so vieles andere, plötzlich erfunden worden ist, oder daß die wesentliche Entwicklung „vom Bilde zum Buchstaben" schon zurückliegt und in der Vorgeschichte zu suchen ist. Trotzdem die beiden letzten Epochen der Vorgeschichte an Felsen und auf Töpfen eine Fülle von Zeichnungen und Bildern hinterlassen haben, lassen sie nirgends Vorformen der späteren Schrift erkennen. Die altägyptische Schrift müßte demnach, falls sie sich wirklich aus noch einfacheren vorgeschichtlichen Formen entwickelt hat, neben der aufkommenden Zeichenkunst ein Eigenleben geführt haben. Spuren einer solchen älteren Entwicklung ließen sich nur an Eigenarten der Schrift selbst und ihrer Zeichen feststellen. Man müßte den Zeichenbestand untersuchen und versuchen, Anhaltspunkte für die Zeit, in der er ausgewählt wurde, herauszufinden. Dieser Aufgabe hat sich einer der besten Kenner der ägyptischen Vorgeschichte A. Scharff unterzogen und das Ergebnis in einer Abhandlung „Archäologische Beiträge zur Frage der Entstehung der Hieroglyphenschrift" mitgeteilt.

Daß eine vorgeschichtliche Eigenentwicklung der altägyptischen Schrift durchaus im Rahmen der Möglichkeit liegt, dürfte das Wort „schreiben" selbst zeigen, welches Schreibbinse, Farbstoffbeutel und Tintenfaß mit Näpfen zum Anrühren von schwarzer und roter Farbe vereint. Neben der Kunst, in Relief Zeichen einzuritzen oder herauszuarbeiten muß als führende Fertigkeit das Schreiben mit Tinte vorausgesetzt werden, von welcher heute infolge der geringeren Haltbarkeit des Materials, auf wel-

---

1) Schon unter dem König Skorpion auf einem Gefäß aus Tura, s. zuletzt Junker, Die politische Lehre von Memphis (Abhdlg. Preuß. Ak. d. Wiss. 1941, Phil.-hist. Kl. Nr. 6, S. 55), zu einer „Probe der hieratischen Kursive" vgl. Scharff, S. 55, Anm. 242.

ches geschrieben wurde, nur noch geringe Reste zeugen[1]. „Schreiben" und „malen", „Schreiber" und „Maler" sind dieselben Wörter und nicht „Schreiber" und „Bildhauer" oder „Schreiber" und „Graveur". Es scheint so nicht ausgeschlossen, daß die Schrift zunächst auf anderem Material als dem, auf dem sie mit der Fülle ihrer Zeugnisse bekannt wird, entwickelt wurde, und daß sie als „hieratisches" „Gotteswort" zunächst nicht über eine kultisch begrenzte Verwendung hinausdrang. Doch spricht gegen die Annahme einer derartigen Eigenentwicklung schon, daß die ersten vermutlich auf schriftlicher Tradition fußenden Annalen mit der geschichtlichen Zeit einsetzen, und daß selbst legendäre Erzählungen, welche von Funden alter Bücher berichten, nicht über die Frühzeit hinausgreifen. Die Untersuchung Scharff's bringt hier eine abschließende Klärung. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß zu allen Zeiten ein Schrifterfinder sich zeitgenössische Typen von Gegenständen „zum Muster nehmen" würde. Er würde heute als Schriftzeichen für „Gewehr" „das jetzt gangbare und nicht etwa eine Form des dreißigjährigen Krieges" (S. 9) zum Vorbild nehmen. Die einmal eingebürgerten Schriftbilder können jedoch „auch wenn die Vorbilder veralten, durch Jahrhunderte mitgeschleppt werden" (S. 9), wofür Warenzeichen und der heraldische Grundbestand heutige Beispiele stellen. Altägyptisch erhalten sich auch über die bis zur Djoserzeit abgeschlossene Kanonisierung der Schriftzeichen[2] hinaus ältere Formen, insofern sie in das neue künstlerische Formgefühl hineinpassen. In sämtlichen untersuchten Gruppen findet Scharff Belege dafür, daß die ägyptische Schrift ihren Formbestand aus der Zeit bezieht, in welcher sie auf Schminkpaletten, Herkunftstäfelchen und Rollsiegeln zum ersten Male erscheint. Die Schriftzeichen für Bauen und Gebäude, Schiffe, Waffen, Geräte und Gefäße bewahren Gegenstände und Formen, welche die letzte vorgeschichtliche Kultur erst entwickelt hat, und welche dem Stand der frühgeschichtlichen Zeit entsprechen. In besonderer Weise überzeugend sind hierbei Scharff's Ausführungen über die „Gefäße aus Stein und Ton" (S. 48ff.). Gerade die geläufigsten Zeichen für Gefäße finden ihre Vorbilder in der „spätesten Vorgeschichte und der Frühzeit" (S. 48) und sind im Rahmen vorgeschichtlicher Funde „deutliche Vertreter keramischer Spätformen" (S. 51). Aber auch sonst werfen die Untersuchungen Scharff's neues Licht auf die Zeit der ersten Schriftdenkmäler und zeigen, wie fruchtbar sich ein Zusammengehen archäologischer und philologischer Methode erweisen kann. Überhaupt zeichnet sich die Abhandlung durch treffende Beobachtungen aus, von denen hier die Bemerkung zur Schreibung Elephantines mit dem Elephanten hervorgehoben werden soll (S. 10), in welcher Scharff feststellt, daß dies Tier zur Zeit der Schrifterfindung im Gegensatz zu früheren Zeiten schon bis in das Kataraktengebiet zurückgedrängt war[1].

A. Scharff versucht im Gange der Untersuchung (S. 14f., 30f.) und schließlich zusammenfassend (S. 64ff.) neben der zeitlichen Festlegung der Schrifterfindung auch eine örtliche Abgrenzung zu erreichen. Da in Ägypten vor der Reichsgründung, welche die geschichtliche Zeit einleitet, zwei Staaten, „der Süden" und „das Nordland" nebeneinander bestanden, kommt als Ort der Schrifterfindung einer von ihnen in Frage. Scharff versucht im wesentlichen auf Grund der — hinsichtlich des Kalenders aufgegebenen — Vorstellung einer im Norden schneller entwickelten vorgeschichtlichen Kultur die Entstehung der Schrift aus Unterägypten, das mit Vorderasien in ungeklärter Beziehung stehen soll, abzuleiten. Ohne damit das wesentliche Ergebnis seiner Untersuchung zu schmälern, sei hier nachdrücklich auf den hypothetischen Charakter dieser Ansetzung hingewiesen. Gerade der Umstand, daß die Schrifterfindung mit einiger Gewißheit als spätvorgeschichtlich angenommen werden kann, sollte vorsichtig stimmen. Gegenüber den reichen Funden oberägyptischer Friedhöfe ist das unterägyptische Vergleichsmaterial spärlich geblieben und bietet nirgends hier entwickelte mit den bemalten Tongefäßen der Negadekulturen vergleichbare Stücke. Wirkliche Nachrichten über den einstigen unterägyptischen Staat und seine Kulte stellen sich erst mit der Djoserzeit ein, trotzdem die religiöse Tradition den Weinbau, die Webkunst und manches andere nach Unterägypten verweist. Die Zeit vor der Reichseinigung zeigt die oberägyptische Kultur im Aufstieg, der im Siege über den anderen Staat in Ägypten gipfelt. Kann man diesem anderen Staat kurz vor seiner Vernichtung noch eine hohe kulturelle Leistung zutrauen? Das Zeugnis der Löwenjagdpalette (S. 65f.) würde, auch wenn sie aus Unterägypten stammt, wofür nur

1) Schäfer, Von ägyptischer Kunst S. 12ff., vergl. Scharff, S. 60.

2) Vgl. auch Kees, Kulturgeschichte S. 53.

1) Zu der (S. 10, Anm. 2) anschließenden Bemerkung über die Kibitze, die als Symbol vorwiegend des unterägyptischen Volkes gedeutet werden, soll bemerkt werden, daß Kibitze auch in Oberägypten überwintern. Während der vielen Jahre, die ich dort verbrachte, kamen sie in jedem Herbst nach der Überschwemmungszeit und fanden sich vor allem auf den vielen Inseln, wo sie nach allen Seiten sichernd ihre „Wächter" aufstellten.

die Form des Heiligtums der Beschriftung spricht[1], doch nur zeigen, daß kurz vor der Reichseinigung auch in Unterägypten geschrieben worden ist. Junker hat in seiner Abhandlung „Die politische Lehre von Memphis" gezeigt, daß „das spätere Vordringen der oberägyptischen Zivilisation" ... in den „alten unterägyptischen Grenzgebieten" schon „vor der Zeit des Menes" beginnt[2]. Eine in dieser Zeit erfundene Schrift dürfte schwerlich aus dem Reststaat eines einst größeren unterägyptischen Reiches stammen. Solange nicht wirkliche Anzeichen für die Herkunft dieser in Ägypten die geschichtliche Zeit einleitenden Erfindung aus einem der beiden Reiche gefunden werden können, scheint es besser, auch auf Vermutungen zu verzichten. In diesem Zusammenhang ist die vorsichtige Formulierung der Stellungnahme Scharff's zu einer Verwandtschaft der sumerischen und der ägyptischen Schrift zu begrüßen. Auch eine strukturelle Verwandtschaft kann doch zunächst nur als Zeichen dafür genommen werden, daß damals die Schrifterfindung — wie wir es in unseren Tagen an so vielen modernen Dingen erlebten — sozusagen in der Luft lag und hier wie dort zu Lösungen kam, welche die Sache bietet. Hierzu gehört auch die Verwendung von Ring und Siegel. Bei der Beurteilung von Schiffsformen gibt Scharff ausdrücklich eine früher vermutete Entlehnung auf (S. 23). Die wenigen fragwürdigen Anzeichen sprachlicher Beeinflussung würden auf eine semitische und nicht auf die sumerische Sprache zurückführen. Die altägyptische Kultur entwickelt sich in ihrer Eigenart fern von den anderen damals aufblühenden Kulturen. Auch die Schrifterfindung ist ihre eigene Leistung, die sie allem Anschein nach einem einzelnen Manne verdankt, der kurz vor Beginn der geschichtlichen Zeit, die seine Erfindung auslöst, gelebt hat.

Sander-Hansen, C. E.: Über die Bildung der Modi im Altägyptischen. Kopenhagen: Munksgaard in Komm. 1941. (53 S.) 4° = Det Kong. Danske Videnskab. Selskab. Hist.-fil. Skrifter, Bd. I, Nr. 3 Dän. Kr. 10—. Bespr. von H. Kees, Göttingen.

Ich stehe nicht an auszusprechen, daß ich die Abhandlung von Sander-Hansen für die interessanteste grammatische Einzeluntersuchung seit dem Erscheinen von A. H. Gardiners Egyptian Grammar (1927) halte. Er hat sich bei dieser Untersuchung wesentlich auf die Sprache der Pyramidentexte und das Altägyptische beschränkt und unternimmt eine Nachprüfung des Systems der *śḏm-f*-Form und ihrer beiden „Modi" (Sethe), der sog. „emphatischen" Form (mit Gemination bei bestimmten Verbalstämmen) und der gewöhnlichen Form, eine Zweiteilung, die allerdings sowohl Erman, der z. B. von der emphatischen Form eine geminierende Form *śḏm-f* schied (Äg. Gr.[4] § 287), wie Gardiner (Eg. Gr. § 447) bereits erheblich aufgelockert hatten. Sander-Hansen hat dabei mancherlei wichtige Einzelbeobachtungen von Sethe aus ihrer gemeinsamen Arbeit am Kommentar zu den Pyramidentexten systematisch auszuwerten und zusammenzufassen versucht.

Er scheidet die Geminationsformen als Erscheinungen mit Tempuscharakter aus und spricht sie als Rudimente einer alten Konjugationsform des Verbalstammes an, die immer das Kennzeichen des „Kontinuierlichen" hat, demzufolge man solche Formen bisher als „imperfektische" bezeichnete (Gardiner, Eg. Gr. § 438). So ergeben sich für S.-H. unter Anerkennung des Setheschen Grundgesetzes vom 𓂝 prostheticum als Kennzeichen der Vokalisation für das Altägyptische drei verschiedene Formen des *śḏm-f*:

1. eine indikativische Form (ohne 𓂝 prosthet.), in der keine geminierenden Formen erscheinen. Vokalisation nach dem Schema *śŏḏmĕf, părjĕf* vgl. Erman, Äg. Gr.[4] § 294.

2. eine jussivische Form (mit 𓂝 prosthet.), in der geminierende Formen solchen ohne Gemination nebenhergehen. Vokalisation unsicher, vielleicht *śḏōmef, gmājef*.

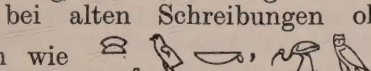
3. eine subjunktivische Form (mit 𓂝 prosthet.), ebenfalls mit parallelen geminierenden Formen. Vokalisation *śĕḏmŏf, gĕmjăf*, also wie die Rudimente in den koptischen Kausativen (ϣⲙⲉϩϣ).

Die in 2/3 nebenhergehenden geminierenden Formen haben also nach S.-H. keinerlei Tempus- oder Moduscharakter, sondern sind Reste defektiver Konjugationen (vgl. bes. die Zusammenfassung § 143/144). Zweifellos befreit uns diese Auffassung von Schwierigkeiten, die die wesentlich von Gardiner begründete Theorie der geminierenden Formen als imperfektische Temporaltypen machte, vor allem ihr Auftreten im Altägyptischen sogar beim alten Perfektum (Pseudopartizip) Sethe, Verbum II § 106, 116, 123 vgl. hier § 137, ebenso in passiven Partizipien unzweifelhaft perfektischer Bedeutung bes. bei 2 rad. Verben (Sethe, Verbum II § 927, Gardiner, Eg. Gr. § 360), dann auch bei der bisher fast unerklärlichen altertümlichen Form *śḏmm-f*, die vor allem als Passivum der 3 rad. nicht selten ist (Gardiner

1) Zur Frage der Herkunft der Löwenjagdpalette vergl. auch Kees, Der Götterglaube im alten Ägypten S. 190.

2) Junker, S. 54f.

§ 425/426, Erman Äg. Gr.[4] § 324b). Die Beschränkung der Gemination (Konjugation) auf bestimmte Verbalstämme hätte ihren Grund in dem seltsamen Auswahlprinzip der ägyptischen Sprachentwicklung, das wir im stärksten Ausmaß auch bei der Tempusbildung im Mittelägyptischen (mit Hilfsverben und Satzadverb) wirksam finden und jenes mosaikartig bunte Formenbild des ägyptischen Verbums der klassischen Zeit ergibt.

Inwieweit sich S.-H.'s Auffassung mit der von Sethe und Erman als Eckstein der Formenscheidung benutzten Anschauung von der Gemination als orthographisches Merkmal einer Vokalisation, bei der ein Tonvokal gleiche Konsonanten trennte, verträgt, müßten noch weitere Untersuchungen erweisen, die S.-H. nicht wird umgehen können. Denn wenn er z. B. für die im Altägyptischen noch mit prostheticum geschriebene „subjunktivische" Form *śḏm-f* eine Vokalisation *ǧĕmjăf* erwägt (§ 132), so ist damit die Gültigkeit dieses orthographischen Gesetzes abgeleugnet. Andererseits hatte schon Gardiner (Eg. Gr. § 447) für gewisse Fälle eine Vokalisation *gmājĕf* erwogen, aber im Gegensatz zu S.-H. gerade bei alten Schreibungen ohne Gemination wie  , Formen, die er anders als Erman (vgl. Äg. Gr.[4] § 297 als alte Schreibungen „emphatischer" Formen) zu den vom perfektischen Partizipium abgeleiteten Typen stellte.

Offenbar erkennt S.-H. die von Gardiner begründete Ableitung aller Formen *śḏm-f* aus zwei verschiedenen passiven Partizipialformen nicht mehr an, mindestens nicht die aus einem imperfektischen Partizipium (für die nicht geminierende Form *śḏm-f* und ihre Herkunft aus einem Part. pass. vgl. die Bemerkung § 57 zu Gardiner, Eg. Gr. § 411, 1). Er versucht dafür aushilfsweise die „Jussivform" an den Imperativ anzuknüpfen unter Hinweis auf die beiden gemeinsame Schreibung mit prosthet. (§ 88), beim subjunktivischen *śḏm-f* denkt er „gemäß seiner Eigenschaft als Substantiv" (§ 119 vgl. Negierung mit *tm* § 99) an eine Verbindung mit der sog. „prädikativen" Verbalform (hierzu Sethe, Verbum II § 1016f. Gardiner, Eg. Gr. § 341), was aber die Erklärung einer Unbekannten durch eine andere bedeutet! Jedenfalls würde die notwendige Konsequenz der Anerkennung aller Geminaten als Konjugationsrudimente sein, daß man die bisherige grundlegende Scheidung in eine imperfektische und eine perfektische Partizipialform samt allen ihren Ableitungen aufgeben müßte. Ob aber eine sprachübliche Auslese bestimmter Konjugationsformen für die Erklärung der Tatsache, daß in gewissen nominalen Verbalformen (Partizipien) derselben Bedeutung („Kontinuität") bestimmte Verbalstämme niemals geminierende Formen verwenden (2 rad. 3 rad.), ausreicht, ist mir zweifelhaft, trotzdem bereits Gardiner (Eg. Gr. § 365) „the fundamental absence of time-distinction in the participles" bemerkt hatte.

Neben dieser Kernfrage des Ursprungs der Formen *śḏm-f* sind einige Feststellungen zur Syntax des Altägyptischen wertvoll: Das *śḏm-f* als Indikativ ohne einleitende Partikel (sog. „unbekleidete" Form bei S.-H.) ist der alten Sprache vorbehalten. Schon das spätere AR zeigt seine Verdrängung durch das Tempus *śḏm-nf* als erzählende Form (§ 6f.), ein Vorgang, der sich umgekehrt im NÄ wiederholt, wobei die Herstellung des alten Zustandes gewiß keine bewußte Anknüpfung an das Alte bedeutet (§ 55, Parallelerscheinung bei Verwendung des adverbialen Nominalsatzes mit Pronomen absolutum ohne einleitende Partikel im AÄ und NÄ). Das *t*-Passiv wird in den Pyramidentexten niemals in der indikativischen Form *śḏm-f* gebraucht, sondern ausschließlich im jussivischen und subjunktivischen Modus (§ 9, 76, 142); Ausnahmen bestehen beim *śḏm-nf*.

Sander-Hansens Untersuchungen, deren Fortführung wir erwarten dürfen, zeigen erneut, daß die „Einfachheit" der ägyptischen Tempusbildung eine durchaus sekundäre Entwicklung ist, der in der ältesten Sprache offenbar ein recht kompliziertes Gebäude an Modi usw. zugrunde lag, von dem sich allerdings selbst in der Sprache der Pyramidentexte nur noch Rudimente erhalten haben.

Keilschriftforschung.

Nöldeke, Dr. A. und H. Lenzen: Elfter vorläufiger Bericht über die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Uruk-Warka unternommenen Ausgrabungen. Berlin: Verlag der Akad. d. Wiss., in Komm. W. de Gruyter & Co. 1940. (35 S., 40 Taf.) 4° = Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Jg. 1940. Phil.-hist. Klasse Nr. 3. RM 22.—. Bespr. von E. Douglas van Buren, Rom.

The excavations in the Winter 1938/39 at Uruk-Warka constituted a brilliant climax to the work of the ten preceding seasons, and a discussion of the Report affords an opportunity to survey the results obtained during the whole course of the undertaking. Astonishing results were achieved by the little band of devoted and self-sacrificing specialists who, year after year, endured privations and discomforts for many months in a remote and isolated spot in the en-

deavour to reintegrate the buried history and civilization of races whose past had been hidden beneath the debris of centuries. Perhaps the chief merit of the Expedition was the severely scientific spirit in which the work was carried out; nothing was taken for granted or left to the imagination, a meticulous plan of stratification was formulated, every point was tested and weighed with scrupulous care, the most minute architectural detail was recorded and reproduced in admirable plates which show the development of the building activities in various areas. The results were the establishment of a sounder basis for chronology than had hitherto been attained, a clearer picture of the successive phases of architectural development, and a wonderful revelation of the art, customs, and religious beliefs of the dwellers in one particular city during the course of four millennia.

The chief feature of the Eanna precinct was a high terrace crowned by what was originally an artificial mound which was replaced in later ages by a zikurrat. Upon and around it temples were erected which were subsequently enlarged, transformed, or left in ruins and built over in successive periods. During the eleventh season of excavations early constructions were traced, as for instance a building of very big "Riemchen", the outer walls of which were diversified by alternating niches and salients (S. 17). But the main work was an investigation of the strata Archaic Uruk I^{1-4}. Points already observed were confirmed, amplified, and set in their proper relation to other details more recently discovered, the architectural history of the site was followed step by step. It was demonstrated that the curious revetment of the terrace walls in triangular projections known in Stratum I^4 was replaced in I^3 by a smooth wall which was long afterwards enlivened by a series of alternating niches and salients. Further fragments were discovered of animal figures in stone and clay which had once formed part of friezes in high relief. The pieces previously found were at first attributed to a very early period, but it has now been possible to prove that they belonged to the period Uruk I, and decorated Early Dynastic buildings at the east corner of the terrace. All the figures in stone so far found represented rams standing with their heads turned to right or left. The workmanship varied in merit, and ranged from the fine rams' heads illustrated in Tafel 33 to bodies of animals merely blocked out and marked with a few incised details. The clay series represented sheep and calves. The figures were stamped with incised rings, apparently in conformity with the "mosaic" background. Connected with them were flat mouldings which framed the more or less square fields in which the figures were set. The most important find of the season, however, was the beautiful marble female head. The circumstances of the find proved that the head cannot be dated later than Uruk III, and that it was probably as early as Uruk IV.

It is interesting to trace the survival of tradition and to note how closely the buildings of the Neo-Sumerian and later ages corresponded in ground-plan to those of the archaic periods. The later buildings were naturally on a bigger scale, but the sites were identical, and in many cases the remains of the early walls served as foundations for subsequent reconstructions. Zikurrat, temples, "Opferstätten" were continually renewed on the spots where they had been placed originally. Attention must be drawn to a type of "Opferstätten" hitherto unobserved. On the terrace in Section Oa XIV 3 small walls of plano-convex bricks seem to have been those of houses too badly damaged to permit of the reconstruction of any ground-plan. In one large room or court the whole place was tinted golden-yellow from the abundance of the fish which it had once contained; the fish bones, skeletons, and scales could still be plainly recognized. That this was in reality a sacred spot where offerings exclusively of fish were made is proved by the analogous finds at Tello where several such deposits came to light[1]. In the case of at least one of them the remains of fish, compressed into thick slabs, were discovered at various levels one below the other, the lowest, that is to say, the earliest belonging to the "Riemchen" period. This superimposition shows that the offering had always been renewed on precisely the same spot. The fish were not deposited for human consumption, for they had not been salted or sun-dried to preserve them, and had never been touched after they were placed there, so that skeletons and whole outlines of fish of various species could be distinguished among the mass.

The foundations of the III Dynasty outer walls were laid by Šulgi over or close to the walls of Early Dynastic times. A foundation deposit of his was brought to light, a pair to the one found on the opposite side of the gateway during the excavations of the preceding year. Other buildings in the vicinity seem to have been begun by Ur-Nammu and finished by his son Šulgi. Rulers from Sargon II to Nabonidos made repairs and reconstructions in the same area.

In V XVIII the mound of Parthian ruins afforded examples of burials of almost every type. The bodies of children were placed in pots

1) Cros, Nouvelles Fouilles de Tello, pp. 34, 81

beneath the floors of rooms. Burials in double jars, in brick graves, in baskets, in ribbed sarcophagi, and, above all, in glazed slipper-sarcophagi were all in use. Three types of the last-named sarcophagi were observable, the two first being decorated with the constantly repeated Parthian version of a figure of Herakles, the third with a pattern of rosette-stars. Owing to the careful exhumation of the sarcophagi burial customs could be studied, and the interesting fact was elicited that it was the practice to place a hen in the right hand of the deceased, whether man or woman, the hand being raised so that the hen was almost on a level with the face of the corpse. The funereal furnishings as a rule were not rich, but one burial, that of a woman, included numerous female figurines of bone of the type usually described as "dolls", an opinion with which Dr. Lenzen concurs. Here, however, as at Seleucia[1], the figurines were not found in the graves of children, but in those of adults. The figurines are clearly marked as being exclusively feminine, and the diadem with which they were crowned is indicated by incised strokes. It is noteworthy that they bear a resemblance to the bones with incised figures found in early levels at Susa[2], and also to some extent to the alabaster figurines discovered in the so-called "Temple of a Thousand Eyes" at Tell Brak[3]. The figurines from the latter site have been identified as rude images of the great Mother Goddess, and it seems probable, in spite of the lapse of so many centuries, that the figurines from Warka and Seleucia had an analogous significance.

In addition to the work at Warka a trial excavation at the site known as the Qal'a of Haǧǧi Maḥommed was again attempted. A thorough examination would be possible only when the Euphrates is at its lowest level, because the greater part of the ruins lies under the present bed of the river. Owing to these difficult conditions it was not feasible to carry out more than a superficial investigation. Nevertheless, the results achieved proved of the utmost importance for they enabled a more systematic classification to be made of the potsherds of painted wares collected in this and the preceding seasons, and enforced the conclusion that while some of the sherds were characteristic Tell el-Obeid ware, others, more numerous, belonged to a distinctive class forming a bridge between the wares of Tell Halaf and those of Tell el-Obeid.

Thus at Warka during eleven seasons of work the Eanna precinct in all its phases with its temples and zikurrat has been methodically examined; the colourful decoration of the *bît rêš* in the archaic period and its religious importance in later times have been revealed, the zikurrat of Anu with a clearly defined series of superimposed shrines in prehistoric times and the great temple dedicated to Anu and Antum of later ages, upon which ritual texts provide an ample commentary as Dr. Falkenstein has demonstrated with brilliant perspicuity[1], have been laid bare. The patient excavation of the complicated structure known as the "Süd-Bau" has added much to our knowledge of building technique and religious practices towards the end of the Assyrian Empire and under Parthian dominion. A pause in the excavations at this juncture will have the advantage of affording an opportunity for an exhaustive study, classification, and description of the material already obtained. When that is satisfactorily accomplished it is to be hoped that it will again be possible to resume work on the site, so that the same experts, who are familiar with every detail and have such redounding successes to their credit, may be enabled to bring their long labours to a triumphant conclusion.

1) W. van Ingen, Figurines from Seleucia on the Tigris (University of Michigan Studies vol. XLV, 1939), pp. 46, 348—50, pls. LXXXVI, LXXXVII, Nos. 627—34.

2) MDP. XXV, p. 198, fig. 38; RA XXVII (1930), pp. 190—4, figs. 1—38.

3) Mallowan, Illustrated London News N. 5191, Oct. 15, 1938, pp. 699—700, figs. 4, 12, 15.

Virolleaud, Charles: **Le Déesse 'Anat. Poème de Ras Shamra, publié, traduit et commenté.** Paris: Geuthner 1938. (VI, 113 S., 13 Taf.) 4° = Mission de Ras Shamra, dirigée par Claude F. A. Schaeffer, Tome IV. Fr. 200—. Bespr. von K. Galling, Halle a. S.

Bei diesem Epos, dessen Benennung aus den Texten gefolgert ist und deshalb wie auch bei den anderen Epen von Ugarit eine moderne Bezeichnung darstellt, handelt es sich um verschiedene Textstücke, die vermutlich in einen Zusammenhang zu stellen sind. Von den sieben mehr oder minder langen und mehr oder minder gut erhaltenen Texten, die wegen ihrer „Nähe" zu den Alijan-Baal-Texten mit V AB bzw. VI AB zitiert werden, hatte der verdienstvolle Herausgeber Virolleaud drei Texte bereits in der „Syria" veröffentlicht (V AB: A = Syria 17, S. 335ff.; B = Syria 18, S. 85ff.; C = Syria 18, S. 256ff.). Neu sind V AB D—F und VI AB (der am schlechtesten erhaltene Text). Da V AB C—E vom Tempelbau für Baal sprechen, wird man in den Anat-Texten ein weiteres Stück vom Baal-Mythus zu sehen haben. Die

1) Topographie von Uruk. I. Teil: Uruk zur Seleukidenzeit. (Ausgrabungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Uruk-Warka. Band 3.)

Reihenfolge der einzelnen Textstücke ist nur zu erschließen, doch dürfte Virolleaud mit der Zusammenstellung von C—E sicher recht haben. Der Inhalt ist kurz folgender: Aus A hebt sich als Hauptteil die Bewirtung des Alijan-Baal durch Mot hervor. Ob dieses Stück mit Anat zusammenhängt (also überhaupt hierher gehört), ist uns fraglich, da diese selbst nicht genannt wird, auch nicht mit Wahrscheinlichkeit für die ersten Verse (so Virolleaud) in Anspruch genommen werden darf. B enthält eine außerordentlich packende Darstellung von Anat im Getümmel der Schlacht, wobei freilich nicht deutlich ist, für wen sie in den Kampf eingetreten ist. Nach C beordert Baal die Götter *Gpn* und *'gr* mit einer Botschaft zu Anat. In D teilen zwei Götter (vermutlich die in C genannten *Gpn* und *'gr*) der Anat ein „geheimnisvolles Wort" mit und fordern zu einem Opfer auf, das Anat ausführt. Nach der wohl richtigen Interpretation von Virolleaud handelt es sich bei diesem Wort um den Wunsch der Götter, es möchte auch für Baal ein Palast (Tempel) errichtet werden. In E begibt sich Anat zu dem höchsten Gott El und sucht bei diesem die Erlaubnis für einen Tempel des Baal zu erwirken. In F ist von der Wohnung Els (?) die Rede: *ḫkkpt* (und) *Kptr*. Virolleaud faßt dies *ḫkkpt* entsprechend der Schreibung *Ḫi-ku-up-ta-aḫ* (—Memphis) in den El-Amarnabriefen als Hinweis auf Memphis = Ägypten (als Herrschaftsbereich Els; neben *Kptr* = Kreta) auf. Demgegenüber ist zu bedenken, daß der Ausfall des *ḫ* am Schluß diese Interpretation rein sprachlich widerrät. Aistleitner (ZAW 1939, S. 205) hält *ḫkkpt* für eine Variante von *ḫkpt* (so auch II D 5) und übersetzt es mit „Bezirk", so daß dann nur der Eigenname *Kptr* als Residenzbenennung übrigbleibt. Dies wohl mit Recht. Ja man kann überdies fragen, ob *Kptr* hier mit Kreta zu identifizieren ist. Vielleicht entspricht es hebr. כַּפְתּוֹר I (= Knauf) und bezeichnet einen Berggipfel bzw. Bergrücken. Ehestens könnte man sonst an *Kptr* = Cypern denken, das ja Ugarit „gegenüber" liegt und jedenfalls näher als Kreta! VI AB handelt von Aufforderungen Els an Anat und *Kṯr*. Aistleitner (a. a. O.) hält auch die Wohnsitzbeschreibung in F für eine solche des *Kṯr*. Diese summarische Inhaltsbeschreibung darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir weite Partieen des sog. Anat-Textes zur Zeit noch nicht verstehen. Um so dankbarer dürfen wir der Pionierarbeit Virolleauds sein, auf der die Untersuchungen von Dussaud (RHR 1938), de Vaux (RB 1939), Villa (SMSR 1940) und des schon genannten Aistleitner (ZAW 1939) fußen.

Nielsen, Ditlef: **Ras Šamra Mythologie und Biblische Theologie.** Leipzig: Dt. Morgenländ. Ges.; in Komm. b. F. A. Brockhaus 1936. (IV, 117 S.) 8° = Abh. f. d. Kde d. Morgenlandes XXI, 4. RM 4.50. Bespr. von K. Galling, Halle a. S.

Der Verf., der im „Handbuch der altarabischen Altertumskunde" (1927) und früher in seinem vorerst mit Band I zur Veröffentlichung gekommenen religionsgeschichtlichen Werk „Der dreieinige Gott (1922) seine konstruktiven Ideen vom Wesen und Entwicklungsgang der ursemitischen Religion dargelegt hat, versucht in dieser Studie die Götterwelt von Ras Schamra durch altarabische und alttestamentliche Analogien zu erfassen. Er sieht in der Ras Schamra-Religion eine Zwischenstufe zwischen der altarabischen Religion und der biblischen und babylonischen Götterlehre. Nach einer Einleitung über die Trias in der älteren und jüngeren Stufe der semitischen Religion (S. 1—8) folgt Teil I „Götternamen" (S. 9—69). Hier wird alles auf die Dreiheit zurückgeführt: 1. El (*šr-'l*) auch *yrḫ* und *'itrḫ* (vgl. auch Epos C) ist der Mond, 2. *špš*, *'šrt* auch *'šrt ym* (Aschirat des Tages!) ist Sonnengöttin und 3. das Heer der Sterne als das Heer der „Gottessöhne" seht unter der Führung des Venussternes, der als Morgen- und Abendstern auftritt (*šḥr* und *šlm*), als Verderber auch *mt*, der Tod. Das ist die spezifisch südsemitische Form der Trias, zu der als nordsemitisch dann noch Baal und Astarte-Anat, die Venusgöttin hinzukommen. Teil II „Ras Šamra-Mythen" (S. 70—117) behandelt das Zeugungsepos (Epos C in Syria XIV), das Epos von den neuen Göttern (Epos B in Syria XIII) und das Epos vom Götterkampf (Epos A in Syria XII und XV). Hauptinhalt vom ersten Epos ist die Erzeugung des Morgen- und des Abendsternes durch El und Aschirat, vom zweiten der Einzug Baals, der den Venusstern verdrängt und ihn dadurch zu einer Art Teufel werden läßt, und vom dritten, wie der Kampf des Baal sich Jahr um Jahr wiederholt. Daß sich so das ganze Pantheon von Ras Schamra durch die Astral-Interpretation erklären lasse, scheint uns nicht evident. *Mt* ist jedenfalls weder als Sohn der Aschirat, noch als Stern erweislich. Auf die mannigfachen Schiefheiten, in denen von dem konstruktiven Aspekt des Verf. aus die alttestamentliche Religion geschildert wird, ist hier nicht einzugehen. Das inzwischen erweiterte und den Sachverhalt komplizierende Material von Ras Schamra dürfte auch zur schärferen Erfassung der Religion von Ugarit führen, für die es jetzt eine vorzügliche Zusammenfassung durch W. Baumgartner in der Theologischen Rundschau 1941, S. 85ff. gibt.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Birkeland, Harris: **Akzent und Vokalismus im Althebräischen.** Mit Beiträgen zur vergleichenden semitischen Sprachwissenschaft. Oslo: Jacob Dybwad in Komm. 1940. (VIII, 130 S.) 4° = Skrifter Utgitt av Det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo, II. Hist.-Filos. Klasse 1940, Nr. 3. Kr. 15.—. Bespr. von W. Baumgartner, Basel.

Diese neueste Veröffentlichung des schon durch mehrere scharfsinnige alttestamentliche und semitistische Arbeiten bekannten Verfassers ist C. Brockelmann gewidmet, der auch Korrektur gelesen und einige Bemerkungen beigesteuert hat (s. S. 125ff. mit Birkelands Replik). Vor anderen Arbeiten, die zum gleichen Thema in den letzten Jahren erschienen — auf das von J. Pedersen herausgegebene posthume Werk von Chr. Sarauw, das Brockelmann hier 1942, 238ff. angezeigt hat, und auf A. Goetzes Aufsatz JAOS 59 (1939) 431—459 ist in den Nachträgen Bezug genommen, nicht aber auf A. Poebel, AJSL 56, 225ff. 384 ff., und auch nicht mehr auf Z. S. Harris, Development of the Canaanite Dialects (1939) — hat sie voraus, daß sie eine ganz neue Methode in die Diskussion und überhaupt in die Semitistik einführt, nämlich die noch kaum anderthalb Jahrzehnte alte „Phonologie", wie sie hauptsächlich von N. Trubetzkoy und Roman Jakobson vertreten wird. Das Neue und Besondere dieser Methode, für die der Verf. mit seiner Arbeit geradezu werben will, ist zumal bei ihrer besonderen Terminologie nicht leicht zu erfassen und zu formulieren, kommt m. E. bei ihm auch nicht ganz deutlich heraus. Nach dem orientierenden Aufsatz von Elise Richter in „Die neueren Sprachen" 38 (1930) 529—543, auf den mich mein Kollege Dr. Alfred Bloch hinweist, handelt es sich um „die systematische Erfassung des Unterschieds zwischen dem vom einzelnen hervorgebrachten Laut und der in der Sprachgemeinschaft herrschenden Vorstellung des Lautes. Der Laut gehört zur Rede, die Lautvorstellung zur Sprache. Der Laut ist individuell verschieden, die Lautvorstellung ist überindividuell und muß bei allen Mitgliedern derselben Sprachgemeinschaft identisch sein. Die Gesamtheit der Lautvorstellungen gehört zur Kennzeichnung der Sprache. Phonetik ist eine allgemeine Wissenschaft, die alle Sprachen gleichmäßig erfaßt . . . Die Phonologie dagegen ist sondersprachlich, denn ihr Gebiet ist eben die Erforschung der Lautvorstellungen, die eine bestimmte Sprachgemeinschaft als gemeinsames Gut besitzt. Eine Sprache umfaßt so viele Lautvorstellungen oder Phoneme, als sie zur Bewirkung eines Bedeutungsunterschiedes verwenden kann . . . Phonologie ist also die Lehre von den Lautvorstellungen in bedeutungsentscheidender Funktion."

Mit dieser neuen Betrachtungsweise also, neben der bisherigen, tritt B. an das vielerörterte Problem heran. In der ersten Hälfte der Arbeit behandelt er die Hauptfragen der Lautlehre, in der zweiten die der Formenbildung. Folgendes sind einige der Hauptergebnisse des ersten Teils: Cantineaus These einer ursprünglichen Paenultimabetonung ist für das Aramäische abzulehnen, trifft aber für das Hebräische zu. Die hebräische Vortondehnung ist — gegen Bergsträsser u. a. — alt und echt, und zwar eine Folge der israelitischen Beeinflussung der kanaanäischen. Aus derselben Sprachschicht erklärt sich auch bei Afformativen und Suffixen die Restitution der nicht als anceps anzusetzenden, sondern teils kurzen und teils langen Vokale in offener Silbe. Der Wegfall der kurzen Endvokale fand — gegen J. Friedrich — schon bald nach 1400 statt, in Zusammenhang mit der Pausaldehnung, die dabei primär ist. Die Elision des intervokalen *h*, zu der die Tendenz schon kanaanäisch ist, wurde verschieden durchgeführt, teilweise auch durch spätere Wiederherstellung wieder aufgehoben.

Mit solchen Ergebnissen tritt die Arbeit nicht in grundsätzlichen Gegensatz zu den bisherigen, bringt aber daran mancherlei Korrekturen an, wo in der Beurteilung und Datierung der einzelnen lautlichen Vorgänge ja ohnehin noch nicht völlige Einigkeit erreicht war. Im ganzen ist es so, daß sich B.s Ansätze gegenüber Bergsträsser (Grammatik I § 30), Leander ZDMG 74, 61ff. und Harris a. a. O. mehr nach oben verschieben, wobei der Einfluß einer besonderen konservativen Sprachschicht festgestellt wird, die B. mit den einwandernden Israeliten identifizieren zu dürfen glaubt (S. 11. 17. 48). Dieser Schluß, der auf der Feststellung feinerer Unterschiede zwischen dem Kanaanäischen der Amarnabriefe und dem biblischen Hebräisch beruht, hat natürlich nicht bloß sprachgeschichtliche Bedeutung. — Lehrreich ist die S. 49ff. skizzierte Entwicklung des phonologischen Vokalsystems in den drei Stufen des kanaanäischen, des althebräisch vormasoretischen und des tiberiensischen Systems, wobei als Beispiel Gen. 3, 1—4 für die beiden letzten Stufen in Umschrift vorgeführt wird. Die tiberiensische Vokalisation ist damit richtig in ihrer Bedingtheit gesehen, die abweichende babylonische wenigstens gelegentlich (S. 39) einmal herangezogen; aber zu dem hier naheliegenden weiteren Eingehen auf diese Fragen im Sinn von Kahle und Sperber kommt es nicht.

Zu einem Urteil über die Phonologie als Ganzes fühle ich mich nicht berufen; manches, wie der Begriff der sich verschieden realisierenden Lautvorstellung dürfte sich schon als fruchtbar erweisen. Auf alle Fälle verdient die selbständige und scharfsinnige Untersuchung ernsthafte Beachtung, auch wenn einem manches wiederum nicht eingehen will, so z. B. daß die erst aramäische Emphaticusendung sich zwischen den Stamm und den gemeinsemitischen Flexionsvokal gedrängt habe, — *â'u* statt *-u'â* usw. (S. 2).

Coppens, Prof. J.: **Histoire critique des livres de l'Ancien Testament.** 3e éd. revue et augmentée. Bruges: Desclée, de Brouwer 1942. (217 S.) gr. 8° = Introduction à l'étude hist. de l'Ancien Testament I. Bespr. von M. Noth, Königsberg/Pr.

Das Buch bietet, wie aus dem Titel nicht ohne weiteres ersichtlich ist, eine Darstellung der neueren Geschichte und des gegenwärtigen Standes der historisch-kritischen Arbeit am Alten Testament. Im Laufe weniger Jahre ist es jetzt bereits in 3. Aufl. erschienen. Und das ist nicht unverdient; denn es beruht auf großer Belesenheit und Sachkunde und zeigt ein bemerkenswertes Verständnis für die verschiedensten Zweige der wissenschaftlichen Arbeit, wie denn überhaupt die kritische Beobachtung des Ganges der alttestamentlichen Wissenschaft das spezielle Arbeitsgebiet des Verf. ist. Dabei steht — durchaus sachgemäß — die deutsche protestantische Forschungsarbeit im Vordergrunde der Betrachtung; daß der Hauptnachdruck auf die Geschichte der „Hexateuch"-Kritik gelegt wird, ist zwar sachlich nicht unbegründet, bedeutet doch aber, daß manche anderen Arbeitsgebiete summarischer behandelt werden, als sie es eigentlich verdienen. Ein erster Teil (Les origines) schildert die Geschichte der kritischen Arbeit von ihren Anfängen bis einschließlich Wellhausen und der Wellhausenschen Schule und deren späteren Fortsetzern. Der zweite Teil (Les orientations nouvelles), der umfangreichste und gewichtigste von den drei Teilen des Ganzen, stellt die mancherlei Wege dar, die die Forschung auf Grund der Erschließung des alten Orients sowie auf Grund des Wandels der geistesgeschichtlichen Gesamtsituation über Wellhausen hinaus gegangen ist. In diesem Teile war die Aufgabe besonders schwierig; denn hier handelte es sich nicht wie im ersten Teile um ein verhältnismäßig geschlossenes System, sondern um vielerlei Ansätze und neue Fragestellungen, die noch stark auseinanderstreben und sich noch nicht zu einer neuen Gesamtbetrachtung vereinigt haben. Der Verf. hat hier mit geschickter Hand den Stoff geordnet; und man kann seiner Darstellung sachlich im allgemeinen nur zustimmen. Im dritten Teil zieht der Verf. unter der nicht ganz sachgemäßen Überschrift Les perspectives d'avenir im Anschluß an eine zusammenfassende Überschau über die gegenwärtige Situation in der alttestamentlichen Wissenschaft einige Konsequenzen für die Praxis auf den verschiedenen Stufen der katholischen Unterweisung bis hinauf zum akademischen Unterricht.

Eine solche im Rahmen einer umfassenderen Gesamtschau vollzogene Besinnung auf den Weg, den eine bestimmte Wissenschaft zu gehen im Begriffe ist, ist von unbestreitbarem Nutzen, zumal dann, wenn dahinter wie im vorliegenden Falle die Objektivität eines nicht ganz unmittelbar Beteiligten und doch zugleich die Sachkunde eines gelehrten Fachmannes steht. Es ist wertvoll und reizvoll zugleich, zu sehen, wie das Bild der deutschen protestantischen Forschung in den Augen eines flämischen katholischen Fachkollegen erscheint; und es macht Freude, der gewandten und ansprechenden Darstellungsform zu folgen. Sachlich ist gegen den zentralen zweiten Teil des Buches — der Inhalt des ersten Teiles enthält nichts wesentlich Problematisches — vor allem einzuwenden, daß die „neuen Orientierungen" in der alttestamentlichen Wissenschaft allzu einseitig als Reaktionen auf den Wellhausenianismus verstanden werden. Es gab und gibt eine wenig umfangreiche Literatur, deren Thema speziell die Bekämpfung der Wellhausenschen Thesen ist; diese Literatur ist recht unfruchtbar geblieben, und mit gutem Rechte macht der Verf. nicht viel Aufhebens von ihr. Die wirklich weiterführenden Arbeiten hingegen waren und sind gar nicht in erster Linie negativ am Wellhausenianismus orientiert, sondern stellen einfach Fortschritte der Erkenntnis dar, für die die Erschließung des alten Orients von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung gewesen ist. Daß diese Fortschritte über Wellhausen hinaus und von Wellhausen hinweg führen mußten, war nur zu erwarten. Wenn also gewiß viele Thesen Wellhausens und seiner Schule revidiert wurden und noch revidiert werden, so konnte das doch nicht einfach eine Rückkehr zum vorkritischen Stadium, d. h. zur rabbinischen Tradition über die alttestamentlichen Bücher bedeuten. Natürlich wird dies letztere von dem sachkundigen Verf. auch nicht behauptet; aber die Anlage des Ganzen, in der Wellhausen doch wohl zu sehr im Mittelpunkte steht, suggeriert doch diesen Gedanken. Dies tut endlich auch der dritte Teil des Ganzen, auf den hier nicht näher einzugehen ist, indem er die neue Situation in der deutschen protestantischen Forschung als dem durch die Entscheidungen der päpstlichen Bibelkom-

mission festgelegten Katholiken verhältnismäßig akzeptabel erscheinen läßt. An diesen im übrigen recht interessanten grundsätzlichen Ausführungen zeigt sich vor allem, wie sehr die Entscheidungen jener Kommission in ihrem Gegensatz zu dem zeitbedingten Modernismus selbst zeitbedingt gewesen sind und daher allmählich teilweise gegenstandslos zu werden beginnen.

Semitistik, Islamistik.

Lamm, Carl Johan: **Oriental Glass of mediaeval date found in Sweden and the early history of Lustre-Painting.** Stockholm: Wahlström & Widstrand 1941. (114 S., 17 Abb., 24 Taf. gr. 8° = Kgl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, Del 50: 1. Kr. 7—. Bespr. von E. Kühnel, Berlin.

Der durch seine grundlegenden Forschungen über die orientalische Glasindustrie im Mittelalter rühmlichst bekannte Verf. bespricht in einem ersten Kapitel Funde aus Wikingergräbern in Barkarby und Birka (Järvafältet, nw. Stockholm). Bei einigen Fragmenten ist es schwer zu unterscheiden, ob sie fränkischen oder orientalischen Ursprungs sind; bei anderen steht die Herkunft aus dem islamischen Bereich außer Frage. Das bedeutendste Stück, ein Glasbecher mit Vögeln und Rankenmotiv in Gravierung, ist wohl als persische Arbeit des 9. Jahrh. anzusehen, und besonders wichtig erscheint das Vorkommen von Beispielen des 9.—10. Jahrh. mit unverkennbarer Lüsterbemalung.

Im 2. Kapitel behandelt Lamm die Frage der vorfatimidischen Lüstermalerei und findet für dieses schwierige und vielumstrittene Problem eine dokumentarisch so gut belegte Lösung, daß sie allgemeine Anerkennung finden dürfte. Bezüglich der frühen, glasierten Reliefware, deren älteste Proben in die 2. Hälfte 8. Jahrh. hinaufreichen, schließt er sich Lane an, der eine nie lüstrierte ägyptische und eine vermutlich auf Basra zu lokalisierende irakische Gruppe mit dem charakteristischen Perlmutterschimmer unterscheidet. Der von mir verfochtenen These, daß in vortulunidischer Zeit in Ägypten keine Lüsterfayence hergestellt wurde und daß ihre ersten Erzeugnisse weder dort noch in Persien, sondern im Irak zu suchen seien, wird von Lamm ebenso wie schon früher von Lane beigepflichtet. Aber der Verf. gibt der ganzen Streitfrage insofern ein neues Gesicht, als er die schon gelegentlich ausgesprochene Vermutung, die keramische Lüstermalerei sei nicht primär, sondern von demselben Zierverfahren auf Glas übernommen, durch Heranziehung beweiskräftiger Beispiele zur Gewißheit erhebt. Danach dürfte der metallisch schimmernde Dekor zuerst bei ägyptischen Gläsern spätrömischer und koptischer Richtung neben der Emaillierung aufgetreten sein, und zwar anfangs als zweiseitige Bemalung. Er findet sich noch nicht bei den großen Glasfunden von Karanis im Faiyūm, die vor 450 zu datieren sind, aber er läßt sich auf einer Reihe von Fragmenten feststellen, die, z. T. mit koptischen Kreuzen und griechischen Beischriften versehen, zweifellos dem 5.—7. Jahrh. angehören. Die Technik bleibt dann in Ägypten üblich, und unter den Glasfunden von Fosṭāṭ läßt sich ihre Entwicklung bis in die Fatimidenzeit deutlich verfolgen. Auch die in Samarra ausgegrabenen Glasscherben mit Lüsterornament gehören hierher; vielleicht stammen sie sogar aus derselben ägyptischen Werkstatt, deren Erzeugnisse einem irakischen Töpfer Anregung gaben, den metallisch schimmernden Farbton auf glasierte Keramik zu übertragen. Das muß, wie Lamm wohl richtig annimmt, bald nach 800 gewesen sein. Auf die Frage der Lokalisierung nach Bagdad geht er nicht näher ein, weist aber auf die wichtige Notiz bei Yaʿqūbī hin, daß nach der Gründung von Samarra 836 Glasbläser und Töpfer aus Baṣra und Kūfa dahin beordert wurden. Das für die Samarra-Ware um 860 typische „Augenmuster" wird zutreffend auf Millefioriplatten zurückgeführt; im Gegensatz zu seiner früheren Neigung, die im Kalifenpalast gefundenen Glasfliesen noch als römisch-alexandrinisches Material anzusehen, schließt jetzt der Verf. aus der Übereinstimmung mit in Birka ausgegrabenen Glasspielsteinen des 8.—10. Jahrh., daß die Samarraplatten lediglich eine spätantike Tradition in frühislamischer Zeit weiterführen.

Das 3. Kapitel hat die Lüstertechnik unter den Fatimiden zum Gegenstande, als deren bedeutendste Vertreter die häufig signierenden Meister Muslim und Saʿd bekannt geworden sind, der erstere unter Ḥākim, der letztere unter Mustanṣir (nicht umgekehrt, wie Aly Bahgat annahm). In den von Nāṣiri Ḥosrau erwähnten „būqalamūn"-Gefäßen möchte Lamm undurchsichtige Gläser der Fatimidenzeit mit Lüstermalerei erkennen, von denen Scherben in Fosṭāṭ mehrfach zum Vorschein kamen. Die Fliesen der Qalʿa Benī Ḥammād (11. Jahrh.) will er mit der wenig beachteten Nachricht bei Ibn Ḥauqal (978) in Verbindung bringen, daß in Tunis schöne Fayencen hergestellt würden „die den vom Irak importierten gleichen"; schon die Ergänzungskacheln für den Miḥrāb in Qairuan dürften nach seiner Meinung in Tunis gefertigt und so als erste Beispiele

der Verpflanzung des Verfahrens ins Maġrib anzusprechen sein. Die These ist insofern bestechend, als sie eine plausible Erklärung für die Weitergabe der Lüstermalerei nach Spanien im 11. Jahrh. bietet. Mit Recht betont Lamm, daß auch Syrien schon seit Ende 11. Jahrh. Lüsterfayencen erzeugte; seine Ansicht, daß Bālis dort das erste Produktionszentrum war, bedarf noch der Begründung. In Ägypten findet die Technik ihr Ende mit Saladin, der in seinem Puritanismus offenbar nicht nur Seidengewänder und Edelmetallgerät, sondern auch die blinkende Lüstermajolika verpönte.

Das 4. Kapitel ist den emaillierten und vergoldeten Gläsern gewidmet, die seit der 2. Hälfte 12. Jahrh. auf den Markt kamen. Daß Raqqa bis zu seiner Zerstörung durch Hulagu 1259 Herstellungsort war, darf als sicher gelten; dahin verweist Verf. u. a. den Becher mit den acht Priestern in Douai (ca. 1190) und den aus Châteaudun in Chartres (um 1200). Eine Gruppe von Emailgläsern ohne Vergoldung, die er auf Kairo zurückführt, soll hauptsächlich unter Muḥammad an-Nāṣir, zwischen 1290 und 1340, gearbeitet sein; für die ebenfalls in Fosṭāṭ gefundenen porzellanartigen Gläser mit Schmelzfarben wird dagegen syrische Herkunft angenommen. Aleppo ist durch viele Autoren als wichtigstes Zentrum der Emaillierung und Vergoldung von Prunkgläsern sicher belegt, und Damaskus wird wenigstens zwischen 1325 und 1385 in christlichen wie in arabischen Quellen erwähnt. Lamm bespricht einige der wichtigsten unter den vielen bekannten Prunkstücken; der Versuch einer Verteilung auf beide Orte scheint mir aber an Hand der gegebenen Unterscheidungsmerkmale noch nicht recht gelungen, und die klare Absonderung einer Damaszener Gruppe wird noch manche Schwierigkeiten bereiten. Wichtig ist die Feststellung, daß die Einführung der roten statt der goldenen Emailkonturierung bei beiden Richtungen um 1280 erfolgt. Die gelegentlich vorgebrachte Vermutung, daß die vielen Ampeln für die Kairener Moscheen lokale Fabrikation seien, lehnt Verf. mit Recht ab, ebenso die These einer Erzeugung im iranischen Bereich. Einige interessante Funde von Emailglasscherben aus Ringstaholm (Östergötland) und Hälsingborg werden hier im Anschluß besprochen und abgebildet.

Im letzten Kapitel werden die syro-fränkischen Emailbecher behandelt. Lamm wendet sich mit guten Gründen gegen die Annahme, daß es sich um eine Gruppe venezianischer Arbeiten handle, und legt sehr einleuchtend dar, daß sie zwischen 1260 und 1290 in einer der letzten Besitzungen der Kreuzritter (Tyrus, Tripolis oder Akkon) für den Export nach dem Abendland gefertigt wurden, und zwar bis auf zwei Ausnahmen sämtlich in der Werkstatt des „Magister Aldevrandin", der einen solchen Becher mit schwäbischem Wappen (jetzt im British Museum) signierte. Weitere Beispiele wurden in Fosṭāṭ, im Kaukasus, in Ostanatolien und in Schweden gefunden (17 Fragmente allein im Kloster Vreta), und ein besonders stattliches Exemplar ist im Frankfurter Museum. Der Dekor ist in vereinfachtem Verfahren in einem Brande fixiert und z. T. auf der Innenseite ausgeführt, ohne Gold, in kräftigen Farben mit weißem Kontur. Abweichend ist ein Schalenfragment in Basel mit deutschem Kaiserbildnis und ein anderes aus Mina, dem Hafen von Antiochien, das vor dessen Eroberung durch Beibars (1268) entstanden sein müßte.

Außer dem hier skizzierten Hauptinhalt bringt die Abhandlung noch manche wichtige Einzelheit und nimmt Stellung zu verschiedenen Sonderproblemen; ihre für die Forschung wesentlichen Ergebnisse werden durch bisher unveröffentlichtes oder schwer erreichbares Bildmaterial vorzüglich erläutert.

Aspetti e problemi attuali del mondo musulmano. Rom: Reale Accademia d'Italia 1941. (203 S.) gr. 8° = Reale Accademia d'Italia. Conferenze e letture del centro studi per il vicino oriente. Vol. I. L. 30—. Bespr. von W. Björkman, Falkensee-Finkenkrug.

Am 8. Juni 1939—XVII wurde die Nationale Sprachakademie in Rom mit der Königlichen Akademie von Italien vereint und dabei ein Zentrum für die Studien über den nahen Orient geschaffen, dessen Grundstock neben der Bibliothek Michele Amari vor allem die reichen Sammlungen Leone Caetanis bilden, und das in Fortführung der großen Tradition von Männern wie Ignazio Guidi und Carlo Alfonso Nallino sowohl dem christlichen wie dem islamischen Orient seine Arbeit widmen will. Es veranstaltete im April und Mai 1941 eine Reihe von acht Vorträgen über den islamischen Orient, die in dem vorliegenden Band unverändert abgedruckt sind, ohne Rücksicht auf die inzwischen in manchen Staaten eingetretenen Änderungen.

Der Leiter des Studienzentrums Michelangelo Guidi hielt den ersten und den letzten Vortrag. Im einführenden Vortrag behandelt er kurz die panislamischen Äußerungen der Gegenwart und den arabischen Nationalismus, wobei auch die englische Politik im Orient treffend gekennzeichnet wird, aber auch z. B. die vielerörterte Abhängigkeit Muhammeds vom Christentum und Judentum auf die eigentlich wichtige Kernfrage zurückgeführt wird,

nämlich die Frage, wie Muhammed die Entlehnungen verarbeitete und warum gerade so.

F. Gabrieli schildert die politische und geistige Wiedergeburt des neuen Iran, besonders eingehend die geistige Entwicklung, die er anscheinend in persönlichen Beziehungen zu modernen iranischen Gelehrten genauer verfolgen konnte. Gewisse Schattenseiten der bisherigen Aufbauarbeit sind nicht verschwiegen.

Das Werden des neuen Iraq ist von Laura Veccia Vaglieri behandelt, die auf Grund ihrer jahrelangen Arbeit im Oriente Moderno so recht aus dem Vollen schöpfen konnte, ohne ihren Vortrag mit Einzelangaben zu überladen. Zu loben ist die Schilderung König Faisals und der iraqischen Außenpolitik, der Verträge und der häufigen Kabinettsbildungen, aber auch die Bedeutung der Wirtschaft und das mangelnde Verständnis für die alten Denkmäler sind richtig hervorgehoben.

Der Islam in Ostafrika ist von E. Cerulli behandelt, der zunächst die erheblichen Unterschiede zwischen dem Islam in Nord- und Mittelabessinien gegenüber Westabessinien einerseits und den Somali anderseits feststellt und dann für jedes der drei Gebiete wenig bekannte Einzelfälle behandelt: eine interessante Schrift über Beziehungen zwischen Christentum und Islam aus dem 16. Jh. von einem zum Christentum übergetretenen Muslim; den Galla-Wallfahrtsort Śeiḫ Ḥusein mit Riten, die z. T. an die mekkanischen erinnern, z. T. noch deutlich heidnische Bräuche spiegeln; die Beziehungen des Somali-Islams zu Aḥsā' und das Überwiegen persischen und indischen Einflusses im Gegensatz zum Islam der Galla und in Abessinien.

Syrien und Palästina werden von Virginia Vacca zusammen behandelt, wie sie auch für die Araber stets zusammengehören werden. Auf diese Weise kann die Betätigung der Franzosen und Engländer nach dem Weltkriege gegeneinander abgewogen werden, wobei die Verfasserin meist den Franzosen den Vorzug gibt, obwohl sie deren Minderheitenschutz klar durchschaut. Der Krieg in Syrien ist nicht mehr behandelt, aber der Vortrag ist auch so als Ergänzung zu den fleißigen Berichten der Verfasserin im Oriente Moderno sehr willkommen.

Der Bericht über den Islam in Nordafrika von F. Beguinot enthält treffende Bemerkungen über das Typische an den Staatengründungen der Berber, ihre Anpassungsfähigkeit und ihren Partikularismus, und über den Gegensatz zwischen den arabischsprechenden Berbern und den berberischsprechenden, der die Franzosen zu folgenschweren Experimenten und Irrtümern verleitete, während die Italiener durch eine gerechte gleichmäßige Behandlung aller mehr Erfolg hatten. Der Verfasser ist gegen jedes Unterstreichen der Gegensätze und für Förderung der Bildung.

Maria Nallino schildert Sa'udisch Arabien und konnte manche nützliche Ergänzung zu dem bekannten Werk ihres Vaters bringen, vor allem auch persönliche Erinnerungen von der Reise nach Ṭā'if. Wir erhalten einen guten Einblick in die bisherigen Verwaltungsmaßnahmen im Ḥiğāz, die sich von der Verwaltung des Neğd erheblich unterscheiden. Nicht nur Licht, sondern auch Schatten wird gezeigt, doch in durchaus verbindlicher Form.

Im Schlußvortrag über Ägypten schildert Michelangelo Guidi weniger das heutige Ägypten als die Geschichte seines Werdens, wobei er als große Herrschergestalten Muḥammed 'Alī, Isma'īl und Fu'ād hervorhebt. Die zahlreichen Kompromisse, zu denen sich die Engländer genötigt sahen, sind nach ihm in Wirklichkeit als Erfolge König Fu'āds zu buchen.

Natürlich haben diese Vorträge, denen je eine kurze aber nützliche Bibliographie beigefügt ist, bei aller Wissenschaftlichkeit auch ihren politischen Zweck, ganz ähnlich wie ihre Quelle Oriente Moderno, ohne deren jahrelange rastlose Vorarbeit manche von den Vorträgen gar nicht in dieser Form hätten gehalten werden können. Sie sind in ihrer Gesamtheit ein vielverheißender Anfang der Tätigkeit des Studienzentrums, dessen weiteren Arbeiten wir voll Erwartung entgegensehen.

Grobba, Dr. Fritz: **Irak.** Berlin: Junker u. Dünnhaupt 1941. (108 S., 1 Kte.) 8° = Kleine Auslandskunde Bd. 10. RM 3.20. Angez. von W. von Soden, Göttingen.

Im Rahmen der „Kleinen Auslandskunde", die allen Deutschen das für ein Verständnis der außenpolitischen Probleme notwendige Wissen um Staat und Kultur der ausländischen Staaten vermitteln will, hat der langjährige deutsche Gesandte in Bagdad, Dr. Fritz Grobba, die Behandlung des Irak übernommen. Der Verfasser, dessen Name für eine sachkundige Behandlung aller Gegenwartsprobleme des Orients bürgt, hat diesen Band in einer Zeit niedergeschrieben, in der dieser Staat seine noch nicht lange errungene Selbständigkeit mit der Waffe verteidigen mußte; wenn dieser von allen Deutschen mit lebhafter Sympathie verfolgte Kampf auch zunächst infolge gar zu großer materieller Unterlegenheit zu keinem Erfolge führte, so darf man doch gewiß sein, daß die Neuordnung nach dem Siege auch dem Irak seinen gebührenden Platz unter den freien Völkern anweisen

wird. Die erste bei aller Knappheit umfassende Behandlung dieses erst nach dem ersten Weltkrieg aus der Taufe gehobenen Staates wird also heute sicher allenthalben dankbar aufgenommen werden.

G. hat den umfangreichen Stoff in die sechs Hauptabschnitte Raum, Volk, Staat, Kultur, Wirtschaft und Wehrmacht gegliedert. Besonders ausführlich ist der Staat mit seinen vielfältigen Problemen soweit als möglich unter Beifügung von erläuternden Zahlenangaben besprochen. Er war bisher nach dem Muster der westeuropäischen Demokratien geformt und hatte daher nicht nur mit den dem Irak auf den Weg gegebenen Schwierigkeiten religiöser Uneinheitlichkeit und verhältnismäßig beträchtlicher nicht-arabischer Minderheiten zu kämpfen, sondern litt auch überall unter den Hemmungen des dem Orient innerlich völlig fremden parlamentarischen Systems. Um so größere Anerkennung verdient das, was trotzdem in erst 20 Jahren eigenstaatlichen Lebens schon geschaffen wurde. Hierzu gehört der Ausbau des vorher ganz darniederliegenden Bildungswesens und eines wenn auch noch sehr weitmaschigen modernen Verkehrsnetzes, ferner der Beginn des Wiederaufbaus des seit Jahrhunderten verfallenen Bewässerungssystems mit dem Ziel, dem Lande nach und nach seine im Altertum berühmte Fruchtbarkeit wiederzugewinnen. Ebenso wurden Maßnahmen eingeleitet, um die meist durch ausländische Gesellschaften betriebene Ausbeutung der Rohstoffe des Landes, vor allem des Erdöls, und die Erforschung der Denkmäler seiner großen Vergangenheit staatlicher Lenkung zu unterstellen. Nicht zuletzt ist auch unter die Handlungsfreiheit stark einengenden Bedingungen eine für ein so kleines Land sehr achtbare Wehrmacht geschaffen worden. In alle diese Vorgänge und Entwicklungen führt uns G. ein unter Beibringung einer großen Menge von Einzelheiten, von denen bei uns bisher nur die diesen Dingen Nächststehenden Kenntnis hatten — als Beispiel hierfür sei die tabellarische Übersicht über die irakische Presse auf S. 76ff. genannt —, ohne dabei die Linie einer sich auf das Wesentliche beschränkenden Zusammenfassung zu verlassen. Wo notwendig, ergänzen geschichtliche Rückblicke auch auf die Zeit vor 1919 das aus der Betrachtung der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zu gewinnende Bild[1]. Alles in allem vermittelt das Buch nicht nur wichtige politische und wirtschaftliche Einsichten, sondern wird sicher auch das Verständnis für den schweren Weg vertiefen, den das irakische Volk bisher gehen mußte und bis zur Gewinnung einer ihm gemäßen dauerhaften Ordnung noch weiter wird gehen müssen. Man darf es um der Sache willen wünschen, daß recht viele Leser das Buch in die Hand nehmen und aus ihm lernen; sie werden dann sicher mit uns dem Verfasser für seine inhaltsreiche Gabe gebührend danken.

1) Den historischen Abschnitten, die nicht ganz so gelungen sind wie die der Gegenwart gewidmeten Hauptteile des Buches, wäre eine Durchsicht von fachkundiger Seite nützlich gewesen.

König, Wilhelm: **Im verlorenen Paradies.** Neun Jahre Irak. Baden bei Wien: Rudolf M. Rohrer 1940. (184 S. mit zahlr. Bildern.) 8°. RM 8.40; geb. RM 9 —. Bespr. von E. Klingmüller, Berlin.

Das Werk bietet eine ausgezeichnete Schilderung von Land und Leuten, die vom allgemeinen ausgehend durch Beispiele aus der eigenen Erfahrung des Verfassers sehr vorteilhaft ergänzt wird. König war von 1930 bis kurz vor Kriegsausbruch im Irak zuerst bei der deutschen Warka-Expedition, später am Antiken-Museum in Bagdad — ab 1934 als Direktor — tätig.

In einzelnen Abschnitten, wie z. B. über Klima und Landschaft, das Leben der Einheimischen und ihre Sitten, Handwerk und Technik, die Tier- und Pflanzenwelt, aber auch durch ausführliche Landschaftsschilderungen vermittelt er dem Leser einen sehr anschaulichen Eindruck. Den Schluß bildet ein kurzes Kapitel über das Grabungsleben und Grabungsfunde. Das Buch enthält all das, was man über den Irak wissen muß, abgesehen von politischen, wirtschaftlichen und religiösen Fragen, die nur gelegentlich gestreift werden. So ist es am besten mit den wissenschaftlichen Reiseberichten der Geographen und Ethnologen zu vergleichen. Im Rahmen des auslandswissenschaftlichen Unterrichtes bietet es den jungen Studenten eine ausgezeichnete Einführung, zumal es sehr nett und interessant geschrieben ist. Derartige Bücher von gleichem Niveau auch über andere Staaten des Arabischen Orients bleiben vorerst ein Desiderat.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Bailey, H. W.: **Codices Kothanenses.** India Office Library. Ch. II 002, CH. II 003, CH. 00274. Reproduced in Facsimile. With an Introduction. Copenhagen: Levin & Munksgaard 1938. (XIII, 183 S.) 4° = Monumenta Linguarum Asiae Maioris ed. K. Grønbech, II. Kr. 155.—; geb. Kr. 180.—. Bespr. von Olaf Hansen, Berlin.

Die Erforschung der Sprache des mittelalterlichen Ostturkestan, die jetzt allgemein Sakisch oder nach dem Herkunftsbereich der Handschriften Khotansakisch genannt wird, ist in den letzten Jahren durch eine Reihe von Veröffentlichungen sehr gefördert worden. Neben dem großen Lehrgedicht, wie der Text genannt worden ist, den M. Leumann aus dem Nachlaß seines Vaters veröffentlicht hat, ist die Kenntnis von dieser ostiranischen Sprache hauptsächlich durch Arbeiten von H. W. Bailey verbreitet worden. Durch zahlreiche kleinere Beiträge hat er uns einen Begriff von der Viel

seitigkeit der einst vorhandenen sakischen Literatur gegeben, vor allem in dem kurzen Referat seines Vortrags auf dem Deutschen Orientalistentag in Bonn in ZDMG 90 (1936), S. 573—578. Drei der dort genannten Texte sind nun in der vorliegenden Faksimileausgabe veröffentlicht: 1. die unvollständige sakische Übersetzung eines Siddhasāra genannten medizinischen Werkes von Ravigupta (Inhaltsangabe hier S. XII); 2. ein bisher noch nicht identifizierter zweisprachiger medizinischer Text (sanskrit-sakisch), dessen sakischer Teil unterdessen von Konow in den Avhandlinger der Norwegischen Akademie (II. hist.-filos. Kl. 1940, Nr.4) herausgegeben wurde; 3. ein Jātakastava, der dem Großkönig Śrī Viśa Śūra gewidmet ist.

Die Wahl der hier veröffentlichten Handschriften ist sehr günstig, da einerseits ihr Erhaltungszustand ein vorzüglicher ist, andererseits die beiden Haupttypen des sakischen Brāhmīalphabets vertreten sind: die mehr kalligraphische, und daher etwas starre Form der Texte 1 und 3, die auch in der erhaltenen Handschrift des bereits genannten Lehrgedichts gebraucht ist (vgl. Sakische Handschriftproben von M. Leumann), und die sakische Kursive, die entsprechend ihrem Charakter als Kursive in zahlreichen Varietäten zu belegen ist. In dieser Schrift ist der nun von Konow herausgegebene Text 2 geschrieben. Bisher sind schon mehr Proben dieser Schriftart bekannt geworden: z. B. einige der Dokumente, ferner in der Nachschrift zu Leumanns Text und andere mehr. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, ein Bild von dieser Schriftgattung zu entwerfen, wenn noch mehr Texte in ihr vorliegen und wenn die Lesungen feststehen, so daß mit größerer Sicherheit als bisher die Formenvarianten der einzelnen Zeichen bestimmt werden können. Ein wichtiger Beitrag in dieser Richtung ist die Veröffentlichung des Textes 2.

Aber noch in einer anderen Hinsicht ist die vorliegende Veröffentlichung beachtenswert: sie bildet eine Ergänzung zu der jüngst erschienenen khotansakischen Grammatik von S. Konow, indem sie den, der sich mit dieser Sprache befassen will, in den Stand setzt, auch außerhalb der Orte, die sakische Handschriften besitzen, sich gründlich in die Schrift einzulesen und auf diese Weise ein viel lebendigeres Verhältnis zur Sprache zu bekommen.

Es erübrigt sich etwas über die drucktechnische Ausstattung zu sagen: sie ist ebenso vorzüglich wie die der übrigen Faksimilewerke dieses Verlages. So bleibt dem Ref. nichts weiter übrig, als dem Bearbeiter des Bandes, dem Herausgeber der Reihe und dem aufopferungsfreudigen Verlag seinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Ghilain, A.: Essai sur la langue parthe, son système verbal d'après les textes manichéens du Turkestan oriental. Louvain: Muséon 1939. (VIII, 155 S.) gr. 8° = Bibliothèque du muséon. Vol. 9. 18 Belgas. Bespr. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Die Sprache, die man vor dem großen Fund der Fragmente aus Turfan in chinesisch Turkistan arsakidisch nannte, nennt man heute parthisch. Der alte Name war insofern irreführend, als die Denkmäler davon, abgesehen von Kleinigkeiten auf Münzen usw., nicht von den Arsakiden selbst stammten, sondern von den ersten Sasaniden, die ihre Inschriften sowohl in ihrer eigenen Sprache als auch in der ihrer Vorgänger abfaßten. Herzfeld nannte daher die Sprache dieser Inschriften Pahlavīk im Gegensatz zu Pārsīk, die die eigentliche Sprache der Sasaniden und ihres Stammlandes war. Jene Inschriften waren der Zahl nach gering und dazu waren sie mit Ideogrammen reichlich durchsetzt, und so war es nicht möglich den sprachlichen Charakter genau festzustellen. Der neue Fund aber ist umfangreich und auch frei von Ideogrammen, und daher gibt er uns ein klares Bild. Er weist zwei verwandte Dialekte auf, die sich gegenseitig genau so verhalten wie jene zweisprachigen Inschriften. Man nannte sie zuerst NW- und SW-Dialekt, aber nun hat man sie im allgemeinen nach den Ländernamen, parthisch und persisch, bezeichnet, genauer gesagt, mittel-parthisch und mittelpersisch. Nur Herzfeld, Arch. Mitt. aus Iran 7, 52ff., hat sich gegen die Identität des NW-Dialekts der Turfan Fragmente mit dem Pahlavīk der Inschriften ausgesprochen und die Unterschiede der beiden dargestellt. Leider geht Ghilain darauf nicht ein. Er hat auch in seinem Werk nur die Turfan-Fragmente zur Grundlage der Darstellung gemacht und nicht auch die anderen Quellen. Aber Herzfeld will gerade jene nicht parthisch, sondern mittelmedisch nennen.

Ich möchte hier wiederholen und erklären, was ich bei einer früheren Gelegenheit darüber geäußert habe. „Einerseits kann man annehmen, daß die Reichssprache ‚Parthisch' eher als ein medischer Dialekt als Literatursprache in Geltung kommen konnte, aber geschichtliche und auch wohl kulturelle Gründe sprechen dafür, daß die Reichssprache eben medisch und nicht parthisch sein konnte. Vielleicht herrschte auch kein großer Unterschied zwischen ihnen" (OLZ 1942, Sp. 323). Bei den politischen Gründen dachte ich an die spätere Eroberung von Medien und an die Tatsache, daß die westlichen Provinzen die

Hausmacht der regierenden Familie werden (die dazu auch Armenien als Art Secundogenitur besitzt), nachdem die weibliche Linie, väterlicherseits aus dem Hause des Atropates stammend, den Thron einnimmt, d. h. mit Volagases I. Durch diesen Umstand hat die Verschiebung des Begriffes Parthien stattgefunden und wurde auf Medien übertragen, wie Herzfeld selbst ausführt (ebd. S. 17). Mit den kulturellen Gründen dachte ich an die Tatsache, daß Medien von Anfang an ein Kulturland darstellte und später auch das Zentrum der zoroastrischen Kirche war. Auch die iranischen Lehnwörter im Armenischen verdanken ihre Einführung jener jüngeren Linie.

Aber die Frage ist, ob die ersten parthischen Könige vor dem Eindringen in Medien die einheimische Schrift und Sprache kannten oder nur griechisch verwendeten. Herzfeld hat diese Frage bejaht (ebd. S. 44ff.), und obwohl es amtliche Urkunden dieser Zeit nicht gibt, hat er einige Zeugnisse zusammengetragen. Wenn es also doch so ist, dann müssen wir die Reichssprache natürlich parthisch nennen, aber es ist doch besser, dabei nicht zu eng an Parthien zu denken und medischen Einfluß auszuschließen. Vor allem, wie ich schon gesagt habe, waren es wohl keine scharf trennenden Unterschiede genau so wenig wie in früheren Zeiten, wo nach Herzfeld (ebd. S. 36) nicht nur sprachlich, sondern auch ethnisch beide Länder eine Gruppe bildeten. Dies wird durch die sogenannten Dialektwörter, die aber doch in beiden Ländern vorkommen, bewiesen, wie ich an derselben Stelle ausgeführt habe. Leider gibt es heute keine Dialekte in Khorasan oder im alten Parthien, sonst könnte man sie mit der Sprache der Turfan-Fragmente vergleichen und die Frage entscheiden. Wir müssen uns begnügen, diese mit den anderen NW-Dialekten — darunter auch Semnānī, dem östlichsten — mehr oder minder in Zusammenhang zu bringen und die Ähnlichkeit anzuerkennen.

Herzfelds These, daß die Turfan-Fragmente im N- oder NW-Dialekt medisch und nicht parthisch seien, wird durch diese selbst widerlegt. Denn in M 2 lesen wir, daß Mani „Mari Ammō, den Lehrer, der die parthische Schrift und Sprache kannte, zu sich rief .... und nach Aßaršahr (in Parthien) schickte". Dieser Ammō ist einer der großen Apostel der Manichäer und als der Apostel von Khorasan bekannt. Ich möchte aber doch bemerken, daß das mit „parthisch" übersetzte Wort nicht *pahlavīk*, sondern *pahlavānīk* ist. Das erstere kann nur parthisch heißen, aber das zweite genau genommen „dem *pahlav*-Land (bzw. Ländern, kaum Leuten) gehörig". Also der Begriff ist nicht eng aufzufassen, sondern bezieht sich auch auf Medien — nicht durch die oben genannte Verschiebung, sondern durch bewußte Erweiterung. Kurz gesagt, die Frage medisch oder parthisch hat keine Berechtigung und statt NW-Dialekt sagt man lieber N-Dialekt.

Die Sprache, die uns in den genannten Fragmenten entgegentritt, läßt sich in zwei Perioden einteilen. Erstens in die der lebendigen Volkssprache von dem Ende des 3. und 4. Jahrhundert und zweitens nach der Kirchenspaltung im Jahre 600, vom 8. und folgenden Jahrhundert sozusagen in die der toten Sprache. Dagegen zeigen die älteren amtlichen Urkunden außer dem Ideogrammsystem auch orthographische und andere Altertümlichkeiten. Diese rühren nicht von den Anfängen der parthischen Herrschaft her, denn die ersten Könige, die von außen herkamen, bedienten sich für offizielle Zwecke, wie es auch im allgemeinen für Geschäftszwecke der Fall war, der griechischen Sprache, ein Erbe des Siegeszuges Alexanders und der Herrschaft seiner Nachfolger. Aber von der Mitte des 1. Jahrhunderts an mehren sich von allen Seiten her die Anzeichen der Landessprache, so z. B. außer auf Münzen auf Verkaufsurkunden aus Avroman im fernen Kurdistan. Auch die Ausgrabungen von Dura haben Beweise für die Renaissance in der Kunst derselben Zeit geliefert, und dann auf dem religiösen Gebiet haben wir die Parsen-Überlieferung, daß der König Valaxš der erste war, der die Sammlung der unter der fremden Herrschaft zerstreuten religiösen Schriften veranstaltete. Wenn damit der König Volagases I., der im Jahre 51 auf den Thron kam, gemeint ist, dann sieht es so aus, als ob die Umwälzung auf allen Gebieten gleichzeitig stattfand. Diese Tatsache könnte für die oben erörterte Frage ob medisch oder parthisch in Betracht gezogen werden.

Über die amtlichen Denkmäler berichtet der Verf. kurz in seiner Einleitung, dagegen ausführlich über die manichäische Literatur in der Sprache, u. a. über das Datum der Abfassung, Überlieferung der Texte usw.

Die Hauptmasse dieser Texte befindet sich in Berlin, und am meisten hat sich Henning mit ihrer Herausgabe, Übersetzung usw. beschäftigt. Auch bei dieser Arbeit hat der Verf. neben Benveniste von ihm Anregung und Unterstützung erhalten. Die Beispiele aus unveröffentlichten Texten stammen ebenfalls von ihm. — Ghilain hat das ganze Verbalsystem der Sprache in verschiedenen Kapiteln und Unterabteilungen nicht nur mit Beispielen,

sondern auch mit Hinweisen auf die Texte und wo nötig auch mit Beispielen aus denselben dargestellt. Darauf brauche ich hier nicht näher einzugehen. Ausführliche Wörterverzeichnisse auch von den für die Etymologie herangezogenen verwandten Sprachen sind beigefügt. Und so ist ein bequemes Nachschlagewerk geschaffen.

Zufällig stieß ich auf eine Einzelheit, die ich hier berichtigen möchte. Auf S. 59 ist die eigentliche mittel-persische Form für parth. *brāz* als *brāδ* rekonstruiert, wozu auf S. 150 Henning als Lesung *brēh* vorschlägt. Ich glaube, dies ist nicht richtig. Es kann sein, daß er durch mein Šāyast nē šāyast 10, 37 Anm. 2 dazu gekommen ist. Dort habe ich nämlich das Wort, das *brāh* gelesen werden kann, wegen des Pāzand *brih* gelesen. Aber jetzt in Arch. f. Religionswissenschaft 36, 257 Anm. 1 habe ich unter Nachweis des Parsenwortes *barāh* richtig *brāh* gelesen und auch auf np. *burāh* hingewiesen. Also statt *brāδ* haben wir hier tatsächlich *brāh* gemäß dem Lautwandel *δ*: *h*, und jenes *brih* ist wohl eine andere Bildung. Aber auch *brāδ* selbst befindet sich in einer Glosse, Pahl. Yasna I. 6; man hat es früher nicht richtig gelesen.

Südasien.

Beythan, Hermann: **Was ist Indien?** Heidelberg: Vowinckel 1942. (XV, 187 S., 8 Abb., 10 Ktn.) gr. 8° = Indien Bd. 1. RM 5—. Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Dieser Band eröffnet eine Reihe von acht allgemeinverständlichen Monographien, deren Verfasser laut Geleitwort „völlig unabhängig voneinander und ohne jegliche Beeinflussung auf Richtung oder Tendenz von Seiten des Herausgebers" arbeiten, und die „in ihrer Gesamtheit das Indien-Handbuch darstellen" sollen, „das bisher in deutscher Sprache fehlte, heute aber weniger denn je zuvor entbehrt werden kann". Die weiter vorgesehenen (z. T. inzwischen erschienenen) Bände sind: Dr. Hermann Lufft, Die Wirtschaft Indiens; Prof. K. A. Bhatta, Indien im britischen Reich; Mukund Vyas, Männer und Mächte im heutigen Indien; Abid Hassan, Der Islam in Indien; Dr. Abdul Qudus Faroqhi, Die soziale Frage in Indien; Dr. Ludwig Alsdorf, Deutsch-indische Geistesbeziehungen; und Wilhelm Kruse, Denkmäler indischer Kunst.

Der Plan zeigt die Beschränkung, die der Verfasser, einstiger Missionar im Tamil-Lande und jetzt Lehrer des Tamil in Berlin, für den vorliegenden Band sich aufzuerlegen hatte. Ohne Berührung der politischen Probleme und mit unvermeidlicher Berücksichtigung nur der Grundlage der sozialen Frage (Kastensystem) werden von ihm nacheinander behandelt: „Das Land" (S. 1—28), „Der Mensch" (Rassen und Kasten, S. 29—64) und „Die Gedankenwelt" (Religion und Literatur, S. 65—150). Es folgt dann noch (S. 153—181) ein sehr lesenswerter Artikel von Prof. K. A. Bhatta, betitelt „Kastenwesen und Staat, Eine Betrachtung zur indischen Geschichte und Gegenwart". Den Schluß bilden ein Statistischer Anhang und ein ca. 40 Werke nennendes Literaturverzeichnis.

Der Abschnitt „Die Rassen" (S. 29—39, mit Kartenskizze) gibt den gegenwärtigen Stand der Forschung nach E. v. Eickstedt. Die Religionen des vor-arischen Indiens versucht Verf. von südindischer Perspektive aus zu ermitteln (beachtenswert S. 68 flg.: Religion und Landschaft). Über Mahābhārata und Purāṇas hätte wohl etwas mehr gesagt werden sollen. Denn „Die Puranas und die Epen sind für das indische Volk vom religiösen Standpunkt aus das, was die biblischen Geschichten in der christlichen Welt bedeuten" (S. 94). In einer Neu-Auflage werden auch ein paar Verstöße gegen die Sanskrit-Grammatik (männlich gebrauchte Flußnamen) zu berichtigen sein.

Das geschickt abgefaßte Buch kann unbedenklich jedem in die Hand gegeben werden, der eine bequeme erste Einführung in das Problem Indien wünscht.

Lufft, Hermann: **Die Wirtschaft Indiens.** Heidelberg: Vowinckel 1942. (VII, 184 S., 10 Abb.) gr. 8° = Indien, hrsg. v. K. Vowinckel Bd. 2. RM 4.50. Bespr. von Karl H. Dietzel, Leipzig.

Der Charakter dieses Buches, dessen Manuskript von Hans Zeck überarbeitet wurde, ist durchaus bestimmt vom Blickpunkt einer europäisch und zugleich politisch orientierten nationalökonomischen Betrachtungsweise. Wie die indische Wirtschaft unter dem Einfluß der Europäer, speziell der Engländer, in ihren raum- und volksgebundenen Kräften in eine europäisch regulierte Weltwirtschaft eingegliedert wurde und in ihr besteht, wie sie im Rahmen dieser Wirtschaft zu einem eigenständigen Leben zu gelangen sucht und zu gelangen vermag, das ist im wesentlichen die Fragestellung. Die spezifisch indische Kulturgrundlage auch im Wirtschaftlichen wird in ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit auf einige wenige Kategorien reduziert und lediglich als Basis der europäischen Aufpfropfung und Einordnung betrachtet, die Möglichkeit einer Eingliederung in einen fernasiatischen, die Monsungebiete umschließenden Kultur- und Wirtschaftsgroßraum wird nicht erwogen.

Dementsprechend beginnt die Darstellung mit einer Abgrenzung des indischen Raumes, in den Burma und Ceylon, beide als Kolonialräume Indiens selber, einbezogen werden, sie

leitet dann aus den Raumgegebenheiten das ganz im Dorf als Lebensgemeinschaft und Kaste als ständischer Organisation verwurzelte kleinräumige Wirtschaftsdenken des Inders ab, und sie diskutiert endlich die zahlenmäßige Problematik des indischen Volkskörpers, der trotz lokaler Übersetzung noch durchaus über genügenden Nahrungsspielraum verfügt. Eine rein statistische Betrachtung der Bodennutzung und eine Analyse der Ernährungswirtschaft, die fast durchweg noch ganz unrationell arbeitet und sowohl durch Rationalisierung wie Neugewinnung von Kulturland (Bewässerung) recht erweiterungsfähig ist, läßt dies eindeutig erkennen. Die englische Verwaltung hat diese Neugewinnung aus militärischen Gründen energischer nur in den nordwestlichen Grenzprovinzen betrieben, im weitaus größten Teile des Raumes und seiner Randlandschaften dagegen durch eine bedenkenlose, rein kapitalistisch ausbeutende Verwüstung der Boden- und Waldreserven vielfach die Grundlagen der bei dem herrschenden Monsunklima besonders empfindlichen Wasserversorgung geradezu zerstört.

Die indische Agrarproduktion ist unter solchen Verhältnissen stark gehemmt, sie vermag zu großen Überschüssen und damit zu einem umfangreicheren, die Tendenzen zur kleinräumigen Wirtschaft überwindenden Export um so schwerer aufzulaufen, als die Eigenwirtschaft immer mehr im Eigenkonsum absorbiert. Dies gilt insbesondere für die Nahrungsmittel, für Reis und Weizen, zum Teil aber auch für pflanzliche Industrierohstoffe, wie die Baumwolle. Lediglich Jute ist ein reines Exportprodukt. Die indische Agrarwirtschaft ist demnach weithin rückständig, und diese Rückständigkeit wird durch die soziale Krise, in die die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung dank der englischen, die alten Agrarstrukturen zersetzenden Steuertechnik (Zamindar-, bzw. Rayotwari-System) geraten ist, stabilisiert. Die Verschuldung der Agrarbetriebe an eine parasitische städtische Rentnerklasse ist enorm im Wachsen, sie führt allmählich zu einem freilich erst in den Anfängen sich zeigenden Großgrundbesitzertum, das bisher allein seine Böden rationeller bewirtschaftet. Das europäische, ganz überwiegend englische Fremdkapital hat die landwirtschaftlichen Möglichkeiten nur im Teeanbau großzügig und zugleich hemmungslos ausgenutzt und darüber hinaus die Verwertung der Jute-Erzeugung organisiert. Kaffee, Kakao und Kautschuk spielen daneben eine untergeordnete Rolle, die großen Zeiten der Holznutzung sind vorbei.

Praktisch völlig in der Hand des europäisch-englischen Kapitals sind auch die Bodenschätze, an denen Indien ohnedies nicht sehr reich ist. Mit den knappen Kohlenvorräten sind die Engländer bisher sehr verschwenderisch umgegangen, die Erdölausbeute, für einen größeren Bedarf an sich kaum ausreichend, entfällt zu $^3/_4$ auf Burma, lediglich in Wasserkräften verfügt das Land über reiche, technisch zum Teil allerdings schwer erschließbare und deshalb bis jetzt nur ungenügend genutzte Reserven. Recht bedeutend, abbaugünstig und in Kohlennähe sind dagegen die indischen Eisenvorräte, beachtlich die Mangan-, Glimmer- und Bauxitlager. Die recht wichtigen Ilmenit- und Wolframvorkommen liegen wieder in Burma.

Die auf solcher Basis erwachsene, europäisch organisierte Industrie ist an der Volkszahl des Landes gemessen, die weitaus den wichtigsten Faktor für die Industrialisierung des Landes darstellt, verhältnismäßig schwach entwickelt und noch wenig leistungsfähig, sie unterliegt, soweit sie von einiger Bedeutung ist, als „regulated industry" fast durchweg englischer Kontrolle, gleichgültig ob das in ihr investierte Kapital englisch oder indisch ist. Über die indischen Firmen wird diese Kontrolle auf dem Wege über britische „Managing-Agents"-Firmen, eine Art Treuhandgesellschaften, ausgeübt. In der Tatsache, daß über 50% der indischen Industrie Textilindustrie ist, aber auch in den enormen, zumeist saisonbedingten Schwankungen der Beschäftigtenziffern kommt die Unausgeglichenheit des industriellen Aufbaus Indiens charakteristisch zum Ausdruck. Modern organisierte und zugleich weitgehend in einheimischen Händen befindliche Betriebe stellen nur die schwerindustriellen Unternehmungen des Tata-Konzerns dar, denen die Engländer in neuerer Zeit in der „Steel Co of Bengal" ein Konkurrenzunternehmen entgegengestellt haben.

Zum Teil beruht diese Rückständigkeit der indischen Industrie auf den noch recht unentwickelten Verkehrsverhältnissen. Die Engländer haben zunächst die Ungunst der Küsten des Subkontinents zur Isolierung des Landes ausgenutzt: nur ganz wenige Häfen sind von ihnen ausgebaut worden, die überseeischen Verbindungen und selbst die Küstenschiffahrt sind ganz in englischen Händen. Im Binnenverkehr fällt das Flußnetz so gut wie ganz aus, das Eisenbahnnetz ist von England in erster Linie nach strategischen Gesichtspunkten angelegt worden, verschiedene Spurweiten, ein unzulänglicher Maschinen- und Wagenpark, hohe, ganz den englischen Interessen dienstbar gemachte Binnentarife schränken seine Leistungsfähigkeit ein, ein modernen Ansprüchen

genügendes Straßennetz ist erst in Anfängen vorhanden.

Das Wirtschaftsvolumen Indien ist so vorerst noch ganz unrationell ausgenutzt. Unrationell genutzt ist vor allem die Arbeitskraft der Bevölkerung. Die Landwirtschaft absorbiert im Verhältnis zu ihrer Leistung allzu viel Menschen, der Typus des berufsbewußten gewerblichen Arbeiters ist erst im Entstehen und zudem bereits aufgespalten durch nationalindische und klassenkämpferische Einflüsse. Immerhin kann von der Industrie-Arbeiterschaft Indiens noch am ehesten eine Neuordnung des wirtschaftlichen und soziologischen Gefüges des Landes ihren Ausgang nehmen, zumal es England verstanden hat, den indischen Mittelstand, soweit es einen solchen gibt, durch die Bindung an englische Kapitalinteressen und durch Züchtung eines Rentnerkapitalismus in seiner ohnehin geringen schöpferischen Wirtschaftsinitiative zu lähmen.

Die englische Wirtschaftspolitik in Indien hat von jeher ihre Aufgabe in solcher Unterbindung der Eigeninitiative des Landes gesehen. Sie nahm ihren Ausgang von den Ausbeutungsmethoden der „East India Co", deren Ertrag nur wenigen zugute kam, die aber andererseits in Indien selber auch nur einen kleinen Kreis, die führenden Schichten des Landes, empfindlich trafen. Mit der Übernahme der Verwaltung durch den Staat wurden die breiten Massen des Subkontinents in den Bereich der englischen Wirtschaft einbezogen, und zwar als Konsumenten. Die Eigenproduktion Indiens wurde so weit als möglich gedrosselt. Die Vernichtung des einheimischen Textilgewerbes in der ersten Hälfte des 19. Jh. ist das Paradebeispiel hierfür. Seit dem Aufkommen des machtpolitischen Imperialismus in England im letzten Drittel des 19. Jh. wird Indien mehr und mehr auch wirtschaftlich ausgebaut: englisches Kapital strömt in das Land ein. Es verbündete sich in dem Maße, in dem die Commonwealth-Idee im Empire sich durchsetzt, mit den indischen Mittelschichten in den Provinzen und mit den Regenten der Staaten, und es ließ diesen Bruchteil der Bevölkerung in bescheidenen Grenzen an seinen Erträgen teilhaben. Als politisches Forum dieser Gruppen wurde der Nationalkongreß geschaffen. Er ist, vom englischen Standpunkt aus gesehen, durch die gleichzeitig entstehende, von der englischen Erziehungspolitik selbst geschaffene indische Intelligenz, die um so größeren Einfluß auf ihn gewann, je mehr sie sich zu einem entschiedenen Nationalismus durchfand, allmählich zersetzt worden. Der Kongreß ist heute kein Werkzeug Englands mehr, er ist aber auch in seiner Handlungsfreiheit durch materielle Interessen stark gehemmt, stark gehemmt auch durch die Tatsache, daß die breiten Massen vorerst noch nicht zu selbständigem wirtschaftlichen und politischen Handeln fähig sind. In diesem Zwiespalt — damit schließt das Buch — liegt die Problematik, aber auch die Tragik des indischen Freiheitskampfes beschlossen.

Oertel, Hanns: **Die Dativi finales abstrakter Nomina und andere Beispiele nominaler Satzfügung in der vedischen Prosa.** München: Verlag d. Bayr. Akad. d. Wiss., C. H. Beck in Komm. 1941. (131 S.) 8° = Sitzungsberichte d. Bayer. Akad. d. Wiss., philos.-hist. Abt. Jg. 1941, Bd. II, H. 9. RM 8—. Bespr. von Louis Renou, Paris.

Les faits de syntaxe védique que décrit la présente étude sont de ceux qui ont une grande importance pour l'évolution ultérieure du sanskrit. Le sanskrit, on le sait, est caractérisé par le développement du «style nominal»: il était important de rechercher les origines de cette tendance dans la prose des Brāhmaṇa: c'est ce qu'a fait ici M. Oertel, avec la précision, l'ampleur, la clarté qui sont habituelles à ses travaux.

L'étude commence par les datifs de noms abstraits à valeur finale. Il ne s'agit pas là d'un emploi banal: tout d'abord un grand nombre de ces abstraits (et notamment presque tous ceux en *a* priv.) ne sont attestés précisément qu'au datif: on reconnaît la sélection casuelle qui a abouti à la constitution des catégories d'infinitif et d'absolutif. En outre ces datifs (avec, éventuellement, leurs appartenances) jouent le rôle de véritables propositions finales: M. O. est donc fondé à y voir le début de ces emplois nominaux qui en sanskrit de bhāṣya s'élargiront par l'emploi de l'ablatif et de l'instrumental jouant le rôle de proposition causale, par celui du locatif jouant le rôle de proposition conditionnelle. Il y a toutefois une différence: alors qu'en classique les dérivés en *-tva- -tā-* prédominent (et plus généralement les dérivés secondaires), en védique ce sont les dérivés primaires qui sont surtout en usage, et notamment ceux en *-ti-* (c'est pourquoi nous aurions préféré l'expression «noms d'action» à celle de «noms abstraits» dont se sert constamment l'auteur). M. O. ne traite pas de cet aspect morphologique: il aurait été intéressant de savoir si les formes en *-tva- -tā-* se réduisent aux quelques exemples cités (*ayātayāmatāyai* p. 8, *śṛtatvāya* p. 10 etc.) et, plus généralement, quelle est la répartition des divers suffixes: la rareté des finales *-anāya* est surprenante, et le datif en *-taye* semble faire défaut totalement.

Ces datifs figurent d'ordinaire en fin de phrase, parfois séparés de la proposition qui les supporte par une sorte de parenthèse justificative; il arrive même qu'ils soient traités comme une apodose. Leur valeur «verbale» est soulignée par le fait que, dans des passages parallèles, on trouve souvent à leur place des phrases à verbe personnel, une oratio directa, etc. Jamais un adjectif n'est apposé à un tel datif. Tous ces traits confirment l'apparentement avec une pensée d'expression verbale. Il serait utile de savoir dans quelle mesure ce type de phrase est déjà connu des mantra: des données que fournit M. O. à ce sujet il semble résulter que, si un datif final de nom d'action n'est pas absent des mantra, les traits qui en font la singularité manquent encore: c'est la prose qui a créé ce procédé ou qui du moins l'a mis en évidence.

A cette étude principale, M. O. joint à titre d'annexe une série d'études particulières qui forment le gros du livre (p. 35 à 120) et qui concernent d'abord d'autres emplois remarquables des noms abstraits comme substituts de phrases verbales:

1. L'emploi de l'ablatif d'un nom en *-tva-* en valeur de proposition causale: cet emploi remarquable, si caractéristique du bhāṣya classique, n'est attesté que deux fois dans la prose védique, comme l'avait signalé déjà Oldenberg: il s'agit de deux passages d'argumentation scolastique dans des textes récents, TĀ. et BĀU. On peut dire que la langue védique dans son ensemble ignore le procédé.

2. L'emploi du nominatif d'un nom en *-tva-* dans les étymologies «mystiques», type *tad aśvasyāśvatvam* «c'est là la *chevalité du cheval», i.e. «voilà pourquoi le cheval s'appelle cheval». L'auteur nous informe que ce tour est le seul en usage, et qu'au contraire le tour verbal (type *aśva ity ākhyāyate*) est propre aux autres formes d'explication de mots. Cette stricte répartition, qui enseigne à quel point l'expression des Brāhmaṇa est schématique, aidera en plus d'un cas à déterminer le sens d'un passage.

3. L'ablatif régime du verbe *bhī-*, en valeur de proposition complétive.

4. L'ablatif régime des prépositions *ā* et *purā*, en valeur de proposition temporelle. Ici divers noms d'action coexistent avec les noms en *-as* et en *-tos*, c'est-à-dire avec ce qu'on est convenu de considérer comme des infinitifs proprement dits. Cette juxtaposition permet de voir comment se constitue une catégorie linguistique, par spécialisation à base formulaire.

Enfin M. O. parcourt une série de formations nominales autres que des abstraits, mais qui comme ces derniers sont susceptibles de fournir l'équivalent de propositions verbales: tout d'abord le participe, lequel, muni éventuellement d'une particule, fonctionne comme proposition concessive ou conditionnelle, plus souvent simplement comme proposition relative. M. O. rappelle à ce sujet ce fait important que la prose védique ignore la phrase relative descriptive qualifiant un substantif: on ne peut avoir *brāhmaṇakumāraṃ ya pathy akrīḍad rathacakreṇa vicichidatuḥ*, mais seulement *brāhmaṇakumāraṃ pathi krīḍantaṃ rathacakreṇa vicichidatuḥ* «ils déchirèrent par la roue de leur voiture le jeune brâhmane qui jouait sur la route». Si ce trait était confirmé par l'usage des mantra, on aurait là par rapport à l'usage classique une délimitation remarquable.

M. O. étudie aussi les régimes participiaux de diverses racines, *vid- man- śru-* etc., là où d'autres langues se servent de propositions infinitives ou complétives: la forme concurrente, dans la prose védique elle-même, est le discours direct. C'est également au participe que se rattache le paragraphe (reporté en fin de l'ouvrage, p. 118) dans lequel est examinée la question si la prose védique connait des participes en fonction de verbe personnel. Aucun des exemples allégués n'est certain (cf. quelques autres formes, également douteuses, dans nos Etudes de grammaire sanskrite, p. 9 sq., et où nous regrettons d'avoir cité *anaddhā hi tad yad bhaviṣyat* ŚB. II. 3, 1, 25 qui n'a rien à voir ici); la conclusion négative de M. O. ne se laissera pas aisément ébranler. Mais l'emploi est assez largement connu des mantra; il sera repris en sanskrit post-védique, surtout au participe parfait (où a pu jouer une sorte de confusion avec le verbal en *-tavant-*), v. nos Etudes, p. 24. Sur ce point la prose védique ne saurait avoir représenté l'usage réel de la langue.

Il est traité encore p. 106 du verbal d'obligation en tant que parallèle à un verbe personnel; p. 108 il est rappelé la valeur «verbale» de l'absolutif en *-tvā* (*-ya*); p. 109 et suivantes, il est donné une liste, qui sera la bienvenue, de toutes les formes d'absolutif en *-am* attestées dans la langue des Brāhmaṇa. On pourra la compléter, pour la langue des Sūtra et des autres textes védiques, par les formes citées dans notre étude sur le *ṇamul* MSL. XXIII p. 369 et passim. Il semble bien que pour les Brāhmaṇa il eût fallu citer *śaṃsam* KB. XXX. 5: l'expression *paṅktiśaṃsaṃ śaṃsati* n'est pas autrement faite que *jīvagrāhaṃ gṛhṇāti* de MS. Quant aux formes *saṃghātam*, *saṃstambham* (p. 117), le ton sur la syllabe finale nous avertit déjà qu'on n'a pas affaire à un absolutif. La

prédominance presque exclusive des formes à préverbe dans les Brāhmaṇa, qui s'accorde si mal avec l'enseignement du *ṇamul* chez Pāṇini et que corrige déjà en partie l'usage des Sūtra, montre, ici encore, à quel point la prose védique ne donne qu'un témoignage fragmentaire sur l'état linguistique.

Plusieurs excursus instructifs sont donnés au cours de l'ouvrage; ainsi sur l'accusatif régime de substantifs p. 17, sur la particule *ed* p. 119, sur l'ordre des membres dans le dvaṃdva p. 22.

Parmentier, Henri: **L'Art Khmèr Classique.** Monuments du quadrant Nord-Est. I: Texte. (V, 364 S., 72 Taf., 59 Textabb.) 4°. II: Planches. (X S., 73 Taf.) 4° = Publications de l'École Française d'Extrême Orient Vol. XXIX et XXIX bis. Paris: Les Editions d'Art et d'Histoire 1939. Fr. 350—. Bespr. von Fr. Weller, Leipzig.

Die vorliegende Arbeit H. Parmentiers schließt sich seinem Werke über die frühe Kunst der Khmer an[1]. Sie ist gedacht, die Denkmäler der Khmer aus der Zeit ihrer klassischen Kunst, d. h. dem 9. bis 15. Jahrhundert[2], aufzunehmen. Dies durchzuführen, wird das geographische Gebiet, auf dem die Denkmäler sich finden, so aufgeteilt, daß die Linien geographischer Höhe und Länge, welche sich im Zentrum Angkor Thoms schneiden, es vierteilen. Mit Ausschluß der Gruppe Angkor führt der hier behandelte Band diejenigen Bauten der Khmer vor, welche im nordöstlichen Winkelfelde liegen. Sie entstammen bis auf geringe Reste aus vorangkorischer Zeit dem 9.—12. Jahrhundert. Darunter befinden sich die gewaltigen Anlagen von Koh Ker, das Prah Vihar, Wat Ph'u, Prasat Khna Sen Kev und berühmte Bauwerke wie Bantay Srei, um nur die wichtigsten zu nennen, neben denen eine Fülle kleinerer Ruinenstätten betrachtet wird.

Mit nie ermüdender Genauigkeit und musterhafter Sorgfalt werden die Lage eines Bauwerkes in der Landschaft, der Zustand der Ruinen, die Bauweise, der Schmuck der Denkmäler beschrieben, die Inschriften namhaft gemacht, um auf Grund dieses Befundes den Zweck, für welchen eine Anlage war errichtet worden, soweit möglich herauszustellen, die Geschichte der Bauten und ihrer Anlage aufzuhellen und die Zeit festzustellen, der ein Denkmal angehört. Neben vielen Zeichnungen im Texte veranschaulicht ein ganzer Beiband auf 73 Tafeln in Grundrissen, Ansichten und Durchschnitten mit einzelnen Lageplänen zusammen, wie die Bauten dem forschenden Architekten wiedererstanden. Aus sicherer Stoffkenntnis heraus wird dargestellt, was ein Bauwerk an Allgemeinem oder Besonderem der klassischen Kunst der Khmer enthält. Auch eine kurze Geschichte der Erschließung fehlt für die einzelnen Denkmäler nicht.

Man kann nur wünschen, daß es dem Verf. vergönnt sei, diese Bestandsaufnahme abzuschließen, denn in alledem steckt die gediegene Arbeit eines ganzen Lebens. Ob jede Einzelheit, die Parmentier aus seinem Befunde ableitet, sich im Weitergange der Forschung bestätigen wird, bleibt belanglos gegenüber dem größeren Reichtume, welchen H. Parmentiers Lebenswerk gegenüber L. de Lajonquières Inventaire descriptif des monuments du Cambodge bietet.

Umso mehr bedauert man es, daß das Buch technisch nicht ganz so ausgefallen ist, wie man sich dies gerne wünschte. Die Photos sind nicht immer sehr klar, manchmal dürften sie unbrauchbar sein. Wenn anders der Verweis richtig ist, kann man, um nur ein Beispiel anzuführen, auf dem Photo xli B nichts von dem erkennen, was S. 145 nach ikonographisch dargestellt sein soll. Auch in den Aufrissen und Durchschnitten sieht man heute auf eine strengere Sachlichkeit, als ältere Architektenschulen sie pflegten. Vielleicht war sie noch nicht zu erreichen. Jeder Benutzer des Werkes aber wird sich erhoffen, daß schließlich dem Werke eine zureichende Landkarte, vor allem aber ein umfassender Sachindex beigegeben werden, denn das Werk H. Parmentiers wird ein unentbehrliches Handbuch werden.

1) Publications de l'École Française d'Extrême-Orient, Bd. XXI/XXII: L'Art Khmèr Primitif.

2) S. 7, Anm. 1.

Ostasien.

Ricci, Matteo, S. J.: **Storia dell'Introduzione del Cristianesimo in Cina Scritta da Matteo Ricci S.J.** Nuovamente edita e ampiamente commentata col sussidio di molte fonti inedite e delle fonti cinesi da Pasquale M. d'Elia S. J. Parte I: Libri I—III: Da Macao a Nanciam. (1582—1597.) NN. 1—500. Roma: La Libreria dello Stato 1942 — XX. (CLXXXVII, 386 S., 18 Taf.) 4° = Fonti Ricciane. Documenti originali concernenti Matteo Ricci e la storia delle prime relazioni tra l'Europa e la Cina (1579—1615). Editi e commentati da Pasquale M. d'Elia S. J. Sotto il patrocinio della Reale Accademia d'Italia, Vol. I. 300 Lire. Bespr. von O. Franke, Berlin.

Der italienische Jesuit Matteo Ricci, der größte unter allen christlichen Missionaren, die jemals in China gewirkt haben, der Wiedererwecker des Christentums dort und der Entdecker der chinesischen Geisteswelt im 16. Jahrhundert, ist in den Gelehrtenkreisen Chinas die ganze Zeit hindurch bis heute eine bekannte Persönlichkeit geblieben, während in Europa sein Name fast ganz vergessen war. Ein selt-

samer Umstand, der in seinem eigenen Orden erwachsen war, hatte dies Vergessen ermöglicht. Ricci hatte kurz vor seinem Tode — er starb in Peking am 11. Mai 1610 — einen Gesamtbericht über sein Lebenswerk verfaßt, d. h. über das Entstehen der katholischen Kirche in China, als deren Gründer er zu gelten hat. Sein Manuskript trug den Titel „Della Entrata della Compagnia di Giesù e Christianità nella Cina". Dieses Manuskript wurde sogleich nach Riccis Tode von seinem belgischen Ordensbruder Nicolas Trigault in das Lateinische übersetzt und 1614 nach Rom gebracht. Im Jahre darauf erschien das Werk unter dem Titel „De Christiana Expeditione apud Sinas Svscepta ab Societate Jesv" mit dem Namen Trigaults als des Verfassers. Als eine Übersetzung kann man es freilich kaum noch bezeichnen, es war eine Bearbeitung des Materials, in der manches gekürzt, dafür aber anderes hinzugefügt war, vor allem eine Schilderung der jüngsten Ereignisse, die Ricci nicht mehr hatte niederschreiben können, einschließlich seines Todes und seiner Bestattung. Trigaults Arbeit, das erste wissenschaftliche Werk über China in einer europäischen Sprache, muß in der gebildeten Welt Europas einen starken Eindruck gemacht haben, denn es wurde sofort nicht nur mehrmals nachgedruckt, sondern auch zugleich in mehrere andere europäische Sprachen übersetzt, 1617 auch in das Deutsche. Dabei trat aber der Name Riccis, des geistigen Eigentümers des Ganzen, mehr und mehr in den Hintergrund. Trigault galt, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, als der Verfasser, und unter seinem Namen wurde die wichtige Quelle für die Kenntnis von China am Ende der Ming-Zeit zitiert.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich bei der häufigen Umarbeitung des Textes in Folge unzureichender Sachkenntnis der Übersetzer zahllose Mißverständnisse einschlichen. Um so notwendiger wurde es, daß sich endlich einmal die moderne Wissenschaft, vor allem der Orden selbst, des großen Mannes annahm und sich auf die Originale seiner hinterlassenen Berichte und Briefe besann. Riccis Manuskripte waren seit ihrer Bearbeitung durch Trigault verschollen, niemand wußte von ihrem Verbleib und niemand hatte danach gefragt. Endlich, dreihundert Jahre nach dem Tode des fast Vergessenen, als man sich anschickte, in Macerata, seinem Geburtsorte, eine Gedenkfeier für ihn an seinem Todestage abzuhalten, hatte Riccis Ordensbruder und Landsmann Pietro Tacchi Venturi das Glück, im römischen Archiv des Ordens „unter alten Schriftstücken" die Manuskripte wieder aufzufinden. Durch das Komitee für die Gedenkfeier wurde der Finder in den Stand gesetzt, Riccis Gesamtbericht zusammen mit seinen Briefen an Vorgesetzte und Ordensbrüder in der Heimat und in Asien, sowie an seine Angehörigen unverkürzt im Original zu veröffentlichen. Die Ausgabe erschien 1911 und 1913 mit dem Titel „Opere Storiche del P. Matteo Ricci S. J." und bestand aus zwei Bänden, von denen der erste den Gesamtbericht „I Commentarj della Cina" — der zweite die Briefe — „Le Lettere dalla Cina" — enthielt.

Tacchi Venturis Veröffentlichung der Texte war eine große Leistung. Jetzt erst bekam man eine Vorstellung von dem gewaltigen Werke des vielseitigen Gelehrten, des scharfen Beobachters, des feinfühlenden Menschenkenners, des klugen Unterhändlers, des geduldigen Organisators und des gütigen Menschen. Wer das Chinesentum, insbesondere das der konfuzianischen Literaten aus der Zeit vor der Modernisierung kennt, der weiß, was es bedeutet, wenn ein Ausländer ohne Kenntnis der Sprache und des Landes sich in einem entlegenen Winkel der fremden und unverstandenen Welt niederläßt, ohne Schutz, mit nichts zur Seite als den gewinnenden Eigenschaften seiner Persönlichkeit, und dann in weniger als dreißig Jahren dieses selbe Literatentum in einigen seiner hervorragendsten Vertreter durch seine Beherrschung der Sprache, seine überragenden Kenntnisse auf allen Gebieten und durch die imponierende Würde seines Auftretens zur Bewunderung und Freundschaft zwingt, in der Hauptstadt des Reiches unter den Mauern des Kaiserpalastes wohnt, an den Hof selbst zu Beratungen und Belehrungen eingeladen wird, hier in hohem Ansehen und weitreichender Berühmtheit sein Leben beschließt und dann noch reiche Ehrungen nach seinem Tode erfährt. Es gibt keinen zweiten Europäer in China, der sich einer solchen Leistung rühmen könnte. Wenigstens auf gleicher Höhe steht Ricci mit seinem bekannteren Landsmann Marco Polo, der drei Jahrhunderte früher die erste sichere Kenntnis von der Verfassung des großen asiatischen Reiches Kathay nach Europa brachte und mittelbar die Entdeckung Amerikas verursachen sollte, aber über die gewaltige Geisteswelt dort nichts zu sagen wußte. Der Präsident der königlichen Akademie würdigt die Bedeutung der vier großen Italiener auf dem gleichen Gebiete, wenn er in seinem Vorwort das ältere Paar, Marco Polo und Johann von Montecorvino, dem jüngeren, „nicht weniger mutigen", Michele Ruggieri und Matteo Ricci, gegenüberstellt.

Außer dieser Steigerung des Eindrucks von Riccis Persönlichkeit und seinem Werke waren es noch viele andere Dinge, die man aus Tacchi Venturis neuer Ausgabe gewann. Viele Einzel-

heiten, Ereignisse, Angaben und Bemerkungen, die von den Übersetzern nicht verstanden und fortgelassen oder falsch dargestellt waren, kamen hier zur Geltung, und zahlreiche chinesische Persönlichkeiten, mit denen Ricci irgendwie in Verbindung trat, wurden mit Namen genannt, während die Übersetzungen sie entweder überhaupt nicht oder nur mit einem unbestimmten Ausdruck erwähnt hatten.

Hier freilich lag nun aber auch die Schwäche der neuen Ausgabe. Tacchi Venturi hatte keinen Zugang zu den chinesischen Quellen, deren Heranziehung unerläßlich ist, um über die einheimischen Persönlichkeiten aus Riccis weitem Verkehrskreise, ihre Stellung und Bedeutung das Notwendige zu ermitteln, von der Erklärung gewisser Ereignisse, Einrichtungen und Zustände aus dem chinesischen Schrifttum heraus ganz zu schweigen.

So entschloß sich Tacchi Venturis Ordensbruder, der ausgezeichnete Sinologe und Professor an der Gregorianischen Universität in Rom, Pasquale M. D'Elia, da die kleine Auflage der Opere Storiche ohnehin erschöpft war, der Aufforderung des ersten Herausgebers nachzukommen, eine neue Bearbeitung der Manuskripte unter Herbeiziehung des gesamten chinesischen Schrifttums vorzunehmen und damit die Lücke in Tacchi Venturis Ausgabe zu schließen. Während der Vorarbeiten dazu stieß D'Elia auf zahlreiche chinesische und auch europäische Schriftstücke von großer Wichtigkeit, die in der früheren Bearbeitung keine Verwendung gefunden hatten. So wuchs ihm unter der Hand die Aufgabe mehr und mehr und er sah, daß es mit einer bloßen neuen Veröffentlichung der von Tacchi Venturi herausgegebenen Texte nicht getan sei, sondern daß man das Programm erheblich erweitern müsse. Schließlich entstand der Plan, die sämtlichen Werke Riccis, und zwar „die veröffentlichten und die nichtveröffentlichten", in einem großen monumentalen Werke herauszugeben. Ein solches Unternehmen überstieg natürlich die Kräfte eines Einzelnen oder auch einer Gesellschaft und konnte, schon im Hinblick auf seine besondere nationale Bedeutung, nur vom Staate durchgeführt werden. Die Erkenntnis von der ganzen Größe des im Dunkel gebliebenen schlichten Mannes mag den Herausgeber in dieser Überzeugung bestärkt haben. „Das amtliche Italien mußte in amtlicher Form diesen seinen großen Sohn ehren", sagt er selbst.

D'Elias Bemühen war von Erfolg gekrönt. „Die geistige Atmosphäre Italiens", heißt es in seiner Einleitung, „hat sich, Dank Gott und dem guten Willen der Menschen, während der letzten Jahre von Grund aus geändert . . . Die fast sechzig Jahre währende schmerzliche Zwietracht zwischen der Kirche und dem Staate hatte die Energien vieler unter den besten Söhnen der ruhmvollen und bevorzugten italienischen Erde gelähmt. Aber zum Glück haben die Wellen des Tiber die trüben Fluten der Vergangenheit hinweggetragen und in den Strudeln des Tyrrhenischen Meeres begraben, dafür aber die Ufer mit Olivenzweigen geschmückt, wie sich der Heilige Vater selbst beim Ende des zehnten Jahres der Versöhnung ausdrückte." In dieser neuen „geistigen Atmosphäre" hat der Staat sich bereit finden lassen, die Werke des großen Jesuiten seiner Obhut zu unterstellen. Zunächst übernahm die königliche Akademie von Italien das Protektorat „über die Veröffentlichung aller Schriften des Missionars", und durch königliches Dekret vom 11. Juli 1941, gegengezeichnet von Mussolini und dem damaligen Unterrichtsminister Bottai, wurde „nach Anhören des Ministerrats" bestimmt, daß „in Anerkennung der hohen geschichtlichen und wissenschaftlichen Wichtigkeit der Werke des Pater Matteo Ricci die Veröffentlichung dieser Werke unter dem Protektorat der königlichen Akademie von Italien erfolgt und zur National-Ausgabe erklärt wird". Auf Grund dieses Dekrets stand die große Staatsdruckerei mit allen ihren Hilfsmitteln zur Verfügung, die königliche Akademie bildete den repräsentativen Hintergrund, und das Ergebnis ist oder wird sein die große Prachtausgabe in Groß-Quart-Format, von der der erste Band jetzt vorliegt. „So will Italien auf würdige Art diesen seinen unvergleichlichen Sohn ehren", sagt D'Elia am Schluß seiner Einleitung.

Als Obertitel des Ganzen hat der Herausgeber die Bezeichnung gewählt: „Edizione Nazionale delle opere edite e inedite di Matteo Ricci S. J." und für die jetzt begonnene Sammlung den Titel „Fonti Ricciane, Documenti originali concernenti Matteo Ricci e la storia delle prime relazioni tra l'Europa e la Cina (1579—1615) Editi e commentati". Davon heißt die erste Abteilung: „Storia dell'introduzione del Cristianesimo in Cina Scritta da Matteo Ricci S. J.". Es ist dies der vorhin erwähnte Gesamtbericht Riccis, der bei Tacchi Venturi den Titel „I Commentarj della Cina" erhalten hatte. Der vorliegende Band ist der erste Teil davon und enthält Buch I—III, d. h. die erste Zeit von Riccis Wirksamkeit in Süd-China von 1582—1597 (Da Macao a Nanciam [Nantsch'ang]); die drei Bücher sind wieder in Kapitel eingeteilt. Gewidmet ist der Band „dem mit der Kirche versöhnten Italien" (All'Italia riconciliata con la chiesa).

Was den Titel anlangt, so hat der neue Her-

ausgeber mit Recht die Bezeichnung Commentarj als „zu allgemein und unbestimmt" aufgegeben. Sie stammt erst von Trigault, der in seiner lateinischen Erklärung über das von ihm aus China mitgebrachte Manuskript von den commentarii P. Mathaei Ricij spricht, ein Ausdruck, der, wie D'Elia mit leisem Spott bemerkt, „vielleicht den Vorteil hat, den Leser an das klassische Werk Julius Caesars zu erinnern (die commentarii aus dem Gallischen Kriege und dem Bürgerkriege). Ricci selbst und seine Zeitgenossen, sogar Trigault an anderer Stelle, gebrauchen die Bezeichnung *Historia* und *Storia*, und diese hat auch D'Elia gewählt.

Der Band wird eröffnet mit einem vorzüglich wiedergegebenen Portrait Riccis, das unmittelbar nach seinem Tode von seinem Ordensbruder Pereira gezeichnet und von Trigault nach Rom gebracht wurde, dem königlichen Dekret, einem Vorwort von dem Präsidenten der königlichen Akademie von Italien, Luigi Federzoni, und einem weiteren von dem Herausgeber. Es folgt dann eine „Allgemeine Einleitung" von D'Elia, in der, nach einer Übersicht über religiöse Anschauungen im alten China, das Eindringen christlicher Glaubenselemente von der Ankunft der Nestorianer 635 an über das Wirken der Franziskaner im 13. und 14. Jahrh. bis zur Eröffnung der Tätigkeit der Jesuiten durch Valignano, den ehemaligen Rektor des Jesuiten-Kollegiums von Macerata, 1578 in Japan in knapper, aber vortrefflich fundierter Form verfolgt wird. Der Hauptteil des Bandes, der Text von Riccis Gesamtbericht, trägt den von seinem Verfasser selbst geformten Titel „Della Entrata della Compagnia di Giesù e Christianità nella Cina". Das erste Buch, die Prolegomeni, mit zehn Kapiteln ist eine Übersicht über „China und die Chinesen". Hier finden wir eine Fülle von Angaben über das Land und seine Bewohner, über ihre Regierung, ihre Wirtschaft und über ihr Geistesleben, die uns heute nicht viel Neues mehr sagen, die aber zur Zeit ihres Bekanntwerdens erklärlicherweise das Aufsehen erregen mußten, das sich in dem Entstehen der vielen Übersetzungen bekundete. Alles was bis dahin von Reisenden über China geschrieben war, betraf Äußerlichkeiten der Landschaft und des Lebens dort, und auch davon war vieles falsch gesehen und mißverstanden. Zu den geistigen Dingen des riesigen Volkes fehlte jeder Zugang und jedes wirkliche Verständnis. Erst Ricci — und hier liegt eins seiner größten Verdienste — hat die verschlossenen Pforten geöffnet und Europa ahnen lassen, welche Reichtümer dahinter lagen. Buch 2 und 3 geben einen spannenden und an dramatischen Szenen überreichen Bericht über das Ein- und Vordringen Riccis und seiner Gefährten in das Innere des unbekannten Landes, von den Vorbereitungen in Macao und der ersten Niederlassung in der Präfekturstadt Schao-k'ing 肇慶 (Sciao chin bei Ricci) am Westfluß westlich von Kanton 1583 an bis zu dem mißglückten Versuch, in Nanking Fuß zu fassen, und der Rückkehr nach Nan-tsch'ang 南昌 (Nanciam) in Kiang-si, südlich am P'o-yang-See 1595, wo die Missionare bis 1598 blieben. Diese fünfzehn Jahre hatten ausgereicht, um aus dem obskuren Buddhapriester — als solcher galt Ricci zunächst den Chinesen — einen konfuzianischen Literaten zu machen, der im Stande war, mit den einheimischen Gelehrten mündlich und schriftlich über philosophische Fragen zu streiten und, ohne jemals sein Christentum zu verleugnen, durch seine sprachlichen, astronomischen und mechanischen Kenntnisse ihre staunende Bewunderung zu erregen. Er befolgte nicht die Methode mancher christlichen Missionen im 19. Jahrhundert, durch ungebildete Sendboten den ungebildeten Massen über unverstandene Themen predigen zu lassen, sondern er wandte sich, was damals in China allein zum Erfolge führen konnte, unmittelbar an die höchsten Spitzen der Bildung und des politischen Einflusses. Zum Schaden der Mission hat man später diese Methode fallen lassen. Aber die fünfzehn Jahre waren auch eine Zeit unablässigen, nervenzerreibenden Kämpfens gegen den Hochmut der Literaten, das Mißtrauen der Beamten und die Feindseligkeit verhetzter Bevölkerungen, von Schwierigkeiten im Orden und seiner Verwaltung zu schweigen. Mit unsäglicher Geduld, Ruhe und Festigkeit, sowie mit klugem Sichanpassen an gegebene Möglichkeiten ist Ricci dieser Hemmnisse Herr geworden, so daß er sowohl die persönliche Achtung Aller gewinnen, als auch der christlichen Lehre einen aussichtsvollen Weg bis in das hohe Beamtentum hinein bereiten konnte. Über alles dies geben die 27 Kapitel der zwei Bücher ausführliche Auskunft, und zwar in einer so schlichten und bescheidenen Weise, daß die Gestalt des Mannes nur um so größer erscheint: die Taten reden eine gewaltigere Sprache als die Worte.

Die Wiedergabe und Kommentierung des Gesamtberichtes haben Professor D'Elia reiche Gelegenheit gegeben, seine ausgedehnten sinologischen Kenntnisse und seine scharfsinnige Kombinationsgabe zu beweisen. Zahllos sind die Namen von Personen, Orten, Beamtentiteln u. a., die in dem Schrifttum der alten Missionare in einer uns fremdgewordenen Umschreibung erscheinen, ihre Identifizierung ist für die Erkenntnis des Zusammenhanges meist unbedingt erforderlich, da man erst dadurch zu einer rich-

tigen Vorstellung und Bewertung des Vorgefallenen oder Geleisteten gelangt. Wer sich einmal um solche Identifizierungen, bei denen die chinesischen Schriftzeichen nicht zu Gebote stehen, bemüht hat, der weiß, daß es oft stundenlangen, ja tagelangen Suchens bedarf, um festzustellen, wer die fragliche Person war, in welcher Stellung sie sich befand, wo sie tätig war und welche Bedeutung ihr zukam. Nicht anders ist es mit Ortsnamen, Amtsbezeichnungen, Einrichtungen u. ä. Durch Sachkenntnis und Geduld ist es dem Herausgeber fast immer gelungen, die richtigen Deutungen zu finden; wo es aber nicht möglich war, hat er es vorgezogen, es bei der Unmöglichkeit zu belassen, anstatt willkürliche und daher wertlose Identifikationen vorzunehmen (z. B. auf S.185f. das unkenntliche Cin Nicò, aus dem Andere haben einen Nicola machen wollen, oder auf S. 264 die beiden Namen Thansiaohu und Usiaochiam — den zweiten kann ich nur durch ein Versehen Riccis erklären, wenn er nicht für Wu Siang-hui 吳襄惠 steht, den posthumen Namen von Wu Wên-hua 吳文華, was aber unwahrscheinlich ist). Wertvolle Angaben aus allen Gebieten finden sich in den kommentierenden Anmerkungen verstreut, z. B. über den Gebrauch des Namens T'ien-tschu 天竺 (= Indien) für Europa auf S. 180ff., über die lateinischen Übersetzungen des *Ta hüo*, *Tschung-yung* und *Lun-yü* von Ruggieri aus dem Jahre 1593, deren Manuskripte sich in der Bibliothek Vittorio Emanuele in Rom befinden, auf S. 43, über die Pläne Valignanos und Riccis, den Papst zu einer Gesandtschaft an den Kaiser von China zu veranlassen (S. 148) und vieles andere. Ich muß es mir hier versagen, auf weitere Einzelheiten einzugehen, obwohl manches zu bemerken wäre über die gründlichen und ausgezeichnet belegten Untersuchungen D'Elias in dem Kommentar und in der inhaltvollen Einleitung. Die Aufgabe hätte in der Tat keinen besseren Händen anvertraut werden können. Prof. D'Elia hat seinen Namen bereits durch das schöne Buch „Le origini dell'arte Cristiana Cinese", durch die Herausgabe von Riccis großer chinesischer Weltkarte, von der sich ein Exemplar in der vatikanischen Bibliothek befindet („Il mappamondo Cinese del P. Matteo Ricci S. J."), durch die Abhandlungen „Matteo Ricci S. J. geografo e cartografo" (in der Rassegna Italiana, Februar 1942) und „I metodi dei grandi Missionari della Compagnia di Gesù alla luce dei recenti documenti pontifici" als Kenner der frühen Missionstätigkeit, insbesondere Riccis und der älteren Jesuiten bekannt gemacht. Er wird auch die jetzt übernommene große Aufgabe mit geübter Hand durchführen. Der warmherzige Weckruf zur Förderung der sinologischen Studien in Italien, den er kürzlich in der Nuova Antologia hinaussandte (Heft vom 1. August 1942: „L'Italia alle origini degli studi sulla Cina"), dürfte in seinen Arbeiten den stärksten Nachdruck finden.

Die äußere Ausstattung der Fonti ist ihrer Bedeutung würdig: großer klarer Druck auf starkem weißen Dokumentenpapier, die Anmerkungen kleiner, zweispaltig, aber ebenfalls sehr klar; der Text ist in kleine Abschnitte zerlegt, jeder Abschnitt hat am Rande eine Nummer in Fettdruck und eine kurze Inhaltsbezeichnung, die letztere kehrt in dem ausführlichen Inhaltsverzeichnis wieder, so daß es leicht ist, die Angaben über eine bestimmte Frage aufzufinden, die Verweise gestalten sich mit Hilfe der Nummern, die oben am Rande jeder Seite wiederholt sind, äußerst bequem. Ein Index ist überdies für den zweiten Band in Aussicht gestellt.

Hatte schon die Ausgabe von Tacchi Venturi eine alte Schuld gegen den verstorbenen Heros von Macerata gesühnt, dessen verdienten Ruhm Trigault mit seiner lateinischen Übersetzung davongetragen hatte, und hatten, wie D'Elia sagt (S. CXLIV), „jene beiden Bände Trigault für immer in den Schatten gestellt und Ricci zu neuem Leben erweckt", so wird dies durch die große National-Ausgabe noch weit mehr geschehen. Sie ist ein Denkmal, das dem italienischen Volke ebenso zur Ehre gereicht wie seinem großen Sohne, für den es errichtet wird. Der verdienstvolle Herausgeber der Fonti aber hat seinen Teil daran.

Barzini (junior), Luigi: **Mongolische Reise.** Aus dem Italienischen übersetzt von Horst Wolf. Leipzig: A. H. Payne [1940]. (176 S., 48 Abb.) 8°. Geb. RM 4.80. Bespr. von K. Grønbech, Kopenhagen.

Zahlreiche Europäer haben im Laufe der Jahre von Peking aus kürzere Vergnügungs- oder Jagdfahrten nach der Mongolei unternommen, aber die wenigsten unter ihnen haben nachher ihre Erlebnisse und Eindrücke in Buchform geschildert. Eine Ausnahme bildet die anziehende Reiseschilderung des Schweizer Journalisten Walter Boßhard: Kühles Grasland Mongolei (Berlin, 1938), die sich besonders durch die schönen photographischen Aufnahmen des Verfassers auszeichnet.

Auch das jetzt zur Besprechung vorliegende Buch ist eine journalistische Reisebeschreibung und muß als solche beurteilt werden. Von eiligen Touristen darf man keine eingehenden Sachkenntnisse und deshalb auch keine systematischen Aufklärungen über Geschichte, Kultur oder Wirtschaftsleben des bereisten Landes erwarten; aber dennoch haben die Fachwissen-

schaften manchem anspruchslosen Reisebuch wertvolle Einzelaufschlüsse und zuweilen auch interessante Einblicke in die jeweilige politische Situation zu verdanken, die sonst nirgends zu erlangen gewesen wären.

Wer mit solchen Erwartungen dieses Buch in die Hand nimmt, wird enttäuscht. Dargestellt werden in neun Kapiteln die Erlebnisse des Verfassers und dreier anderer Europäer auf einer Autofahrt von Peking über Kalgan, durch Tschachar, Sünit und Dörbet nach Kueihua-ch'eng (Sui-yüan) unter der Führung des in China ansässigen Schweden Tony Öberg. Die Reise nahm im ganzen acht Tage in Anspruch, von denen nur vier auf die Mongolei entfallen. Der in Nordchina und der Inneren Mongolei heimische Leser verweilt gerne mit dem Verf. die 176 Seiten lang in jenen schönen Gegenden; und die vielen Bilder (von denen allerdings ein Drittel Aufnahmen aus Jehol sind, die mit dem sonstigen Inhalt des Buches in keinerlei Zusammenhang stehen) werden vielleicht dazu beitragen können, das Interesse auch des Fernerstehenden wach zu halten. Die uns hier zunächst beschäftigende Frage, ob das Buch Barzinis der Orientalistik Neues zu bieten hat, muß aber leider verneint werden.

Es ist sehr zu bedauern, daß Verf. nicht etwas mehr hat mitteilen wollen oder können als einige aufs Geratewohl herausgegriffene Reiseeindrücke, denn auf indirektem Wege läßt sich schließen (alle Zeit- und die meisten Ortsangaben des Verf. sind ganz unbestimmt gehalten), daß seine Reise in den Frühsommer 1938 fiel (nicht, wie auf dem Umschlag angegeben, 1939), also nur ein Jahr nach der Besetzung von Nordchina und der Südmongolei durch die Japaner und nach der Verlegung der mongolischen Regierung unter dem Sünitfürsten Teh Wang nach Kuei-hua-ch'eng. Über diese für die künftige politische Entwicklung der Mongolei so schicksalsschweren Ereignisse hätte man besonders gern genaue zeitgenössige Aufklärungen gehabt.

Ferner ist zu bedauern, daß manches im Buche dem journalistischen Effekte zuliebe entstellt worden ist, so ganz besonders die Schilderung (S. 67—70) des damals noch in Kalgan wohnhaften, hochmusikalischen österreichischen Händlers und Hotelbesitzers Bauer. Und die Behauptung (S. 132—33), daß Verf. der erste Europäer wäre, der das Kloster Schara Muren in Dörbet hätte betreten dürfen, ist leere Renommage; in der Regel kann jeder Reisende jeden Tempel in der Mongolei so viel besichtigen wie er will; den Schara Muren hat zum Beispiel Boßhard 1936 besucht und viel darin photographiert (op. cit. p. 205ff.).

Die eingestreuten Bemerkungen über Land und Leute sind in der Regel trivialster Art und gehen offenbar zum größten Teil auf den reichen, aber hauptsächlich auf das Unterhaltende zielenden Konversationsstoff des Autoführers Öberg zurück. Auch die eigenen Beobachtungen des Verf. leiden darunter, daß sie ohne genügende Vorkenntnisse aufgenommen und an den Leser weitergegeben werden. Die Hochebene zwischen Huai-lai und Kalgan kann nicht eigentlich beinahe jungfräulicher Boden (S. 61) genannt werden, da diese Landschaft schon 1412 durch eine Ausbuchtung der großen Mauer für China mehr oder weniger gesichert wurde. In dem S. 128 erwähnten Ingenieur Sodabohm (der allerdings S. 169 zum Missionar befördert worden ist) erkennt wohl nur der Eingeweihte den Autohändler Georg Söderbom wieder, der sich besonders als Teilnehmer der Hedinschen Expeditionen bekannt gemacht hat und einer der besten europäischen Kenner der Südmongolei ist. Daß alle (!) mongolischen Bauten, darunter auch die Klöster, in Bodensenken versteckt liegen (S. 51), ist eine kühne Behauptung, die übrigens schon S. 27 ihre Widerlegung gefunden hat, und zwar durch das Bild aus Tschagan Kure, einem reizend gelegenen Tempel auf der Grenze zwischen Tschachar (Adutschin) und Sünit, von wo aus man zwei Tagereisen Weges überblickt; auch muß Verf. auf dem Wege zu Teh Wang Fu die Tempelstadt Khorogīn Süme gesehen haben, deren goldschimmernde Bauten eine halbe Tagereise weg sichtbar sind.

Diese Beispiele der nicht ganz wenigen Mißverständnisse, Verwechslungen und voreiligen Verallgemeinerungen mögen genügen, um vor kritikloser Benutzung der Angaben des Buches zu warnen.

Ziemlich überflüssig wirken die zahlreichen und wohl nur als Füllstoff eingeschalteten psychologischen Analysen der ehemaligen Reisegefährten des Verfassers. Das Buch ist mit dem italienischen ‚Bagutta-Tripoli-Premio 1939 XVIII' belohnt worden. Die deutsche Übersetzung liest sich außerordentlich fließend und mundrecht. Man vermißt eine Karte.

Scharschmidt, Prof. Dr. Clemens: **Japan.** Berlin: Junker & Dünnhaupt 1942. (160 S.) 8° = Kleine Auslandskunde Bd. 12/13. RM 4—; Pp. RM 4.50. Bespr. von W. Haenisch, Berlin.

Trotz des zahlreichen Schrifttums über Japan gab es bisher kein Werk, das einem japanischen „Realienbuch" entsprochen hätte, d. h. ein Hilfsmittel, durch das einem Fremden für einen Aufenthalt im Lande neben den sprachlichen Kenntnissen auch ein bestimmtes Tat-

sachenmaterial vermittelt worden wäre. Diese Aufgabe erfüllt das vorliegende, ganz aus der Unterrichtspraxis entstandene Buch in hohem Maße.

In sechs großen Gruppen — Raum, Volk, Staat, Kultur, Wirtschaft, Wehrmacht — wird das moderne Japan eingehend und sorgfältig behandelt. Besonders sei auf den „Abriß der Geschichte" hingewiesen, in dem es der Verf. ausgezeichnet versteht, nur das Wesentliche zu bringen. Über die umstrittene Frage der Herkunft der Japaner sagt er nur das, was heute als gesichert gelten kann, vermeidet dabei ein Eingehen auf manche interessante Theorie und führt dann die geschichtliche Entwicklung straff in großen Zügen bis zur Meijizeit, die ihm der Angelpunkt für die Gegenwart ist und deshalb einer eingehenden Betrachtung unterzogen wird. Die zuletzt behandelten politisch-geschichtlichen Erscheinungen drängen deutlich auf ihre heutige Lösung hin.

Weiter wäre der Abschnitt „Stand von Kultur und Wissenschaft, Bildungshöhe" hervorzuheben, der mit wenigen Worten ein sehr treffendes Bild von dem heutigen geistigen Leben in Japan bietet. Auch hier ist immer wieder der Zusammenhang mit der Vergangenheit betont.

Es liegt auf der Hand, daß der Japanfreund einzelne Gegenstände, die ihm besonders vertraut sind, z. B. in dem Abschnitt Kultur das Theater, die Teezeremonie usw., vermissen wird. Damit verzichtet das Buch darauf, manchen eigentümlichen Reiz Japans zu vermitteln. Hier kann aber die reiche, von japanischer Seite gebotene Einzelliteratur, herangezogen werden, oder es tritt der Lehrer mit Japanerfahrung ergänzend ein.

Das Werk ist in einer Zeit entscheidender Umbildung Ostasiens entstanden, und so ist zu verstehen, daß der Verf., um eine allzu starke Zeitgebundenheit zu vermeiden, sich auf das japanische Stammland beschränkt. Bei einer späteren Neubearbeitung wäre der Zusammenhang Japans mit dem gesamten Ostasien stärker zu betonen, zumindest durch Eingehen auf die japanischen Außenländer. Dem Buch, das weiteste Verbreitung finden sollte, könnte außerdem ein Ergänzungsband beigegeben werden, der die in dem Hauptwerk vorkommenden japanischen Fachausdrücke sammelt, ergänzt und mit den chinesischen Zeichen versieht. Damit hätten wir für jeden Japanunterricht das ideale Hilfsmittel.

Ramming, Prof. Dr. M.: **Japan-Handbuch.** Nachschlagewerk der Japankunde. Im Auftr. d. Japaninstituts Berlin hrsg. Berlin: R. Hobbing 1941. (740 S. m. Abb., 20 Taf., 2 Ktn.) 8°. RM 30—. Bespr. von H. Hammitzsch, Leipzig.

Neben das Chamberlain'sche Werk Things Japanese und das Papinot'sche Dictionnaire d'histoire et de géographie du Japon ist nunmehr ein deutsches Japanhandbuch getreten, das uns unter vielen Schlagwörtern die ganze Weite des japanischen Kulturlebens erschließt. Jeder, der sich mit Japan beschäftigt, muß das Buch zur Hand nehmen und wird es mit wirklicher Freude tun. Endlich ist eine bedeutende Lücke geschlossen, die zwar viele empfanden, aber die zu beseitigen keiner den Mut hatte. Wir müssen Prof. Dr. Ramming ganz besonders danken, daß er die mühevolle Arbeit der Herausgabe übernommen hat. Er hat das Werk auf einer für ein Handbuch sehr wesentlichen breiten Ebene aufgebaut und eine große Anzahl von Mitarbeitern herangezogen. Es ist ihm gelungen ungeachtet aller Schwierigkeiten — und es gab genügend — ein Handbuch zu schaffen, das nach jeder Seite hin seine Aufgabe erfüllt. Einzelne verbesserungsbedürftige Stellen tun diesem Urteil keinerlei Abbruch und sollen hier auch nicht kleinlich herausgestellt werden. Was zu verbessern ist, das hat der Herausgeber ohne Zweifel schon selbst erkannt und wird es bei der zweiten Auflage berücksichtigen. Hervorgehoben werden muß der erstaunliche Grad an Genauigkeit, den das Werk erreicht und die inhaltlich hohen Leistungen einzelner Artikel. Hinzuweisen ist auch auf die ausgezeichnete Wiedergabe der zahlreichen Textillustrationen und Bildtafeln.

Dem Herausgeber dürfte es der schönste Lohn für seine Arbeit sein, daß bereits so kurze Zeit nach dem Erscheinen des Handbuches eine Neuauflage erforderlich ist. Nichts spricht eindeutiger für den Wert des Werkes und seine unbedingte Notwendigkeit.

Afrikanistik.

Schapera, Prof. I.: **A Handbook of Tswana Law and Custom.** Compiled for the Bechuanaland Protectorate Administration. With an Introduction by Lt.-Col. C. F. Rey. Published for The International Institute of African Languages and Cultures by Oxford University Press, London 1938. (XIV, 326 S.) gr. 8°. 21 s. Bespr. von D. Westermann, Berlin.

Das Buch befaßt sich mit den rechtlichen Anschauungen und Einrichtungen der Tswana-Stämme in dem britischen Protektorat Bechuana-Land in Südafrika, insbesondere der Kgatla und Ngwato. Es ist eine der eingehendsten und auch sachkundigsten Arbeiten über dies Gebiet des afrikanischen Eingeborenenlebens und unterscheidet sich z. B. von Gutmanns Recht der Dschagga dadurch, daß, wäh-

rend dies ausschließlich die volkseigenen Verhältnisse ohne ihre Beziehung zur Gegenwart behandelt, Schapera den eigentlichen Nachdruck auf die heutige Gestaltung, Wandlung und Wirksamkeit des Eingeborenenrechts legt und dadurch in besonderer Weise aktuell wird; Die Arbeit bildet gleichsam ein Musterbeispiel dafür, wie völkerkundliche Forschung der praktischen Kolonialverwaltung Dienste leisten und dazu beitragen kann, daß die volksmäßigen Bindungen infolge der Europäisierung nicht verkümmern, sondern in der neuen Ordnung wirksam bleiben und sich den veränderten Verhältnissen anpassend weiter wachsen.

Nach einer rein ethnologisch orientierten Darstellung der sozialen Struktur der behandelten Stämme geht der Verfasser im 2.Kapitel auf die Eigenart und die Quellen des Tswana-Rechtes ein und behandelt in den nächsten Kapiteln die Stammesverfassung, das Familienrecht, das Eigentumsrecht, das Vertragsrecht, das Strafrecht (legal wrongs) und die Verfahrensweise. In zwei Anhängen werden die Genealogien der „königlichen" Familien der Tswana und die teilweise bis auf den Ausgang des 18. Jahrhunderts zurückgehenden Listen der Altersklassen-Regimenter gegeben, von denen jedes seinen eigenen Namen führt und die vereint mit den Herrscherlisten einen zuverlässigen Überblick über die Geschichte der Stämme gewähren.

Kap. 2 untersucht die Beziehungen zwischen Sitte und Recht und zeigt, wie vielfach das zweite aus dem ersten hervorwächst. Jedes Individuum wird von frühester Jugend an belehrt über das, was recht und unrecht ist, und lernt, daß eine Übertretung der überkommenen Regeln seine Stellung in der Gemeinschaft mindern und unter Umständen vernichten wird, sodaß sein Verbleiben in ihr unmöglich wird. Dieser Kodex von ungeschriebenen Sittenregeln ist in kleinen Gemeinwesen fast ausreichend, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Über ihre Einhaltung wachen die Alten, die bei eingetretenen Störungen auf Grund des Gewohnheitsrechtes eine Entscheidung fällen, die die Absicht hat, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Die meisten Tswana-Stämme besitzen aber darüber hinaus Mittel, die Befolgung bestimmter Verhaltensweisen durch Stammesgerichtshöfe zu erzwingen. Auch hier liegt immer das vom Rechtsempfinden des ganzen Stammes getragene Gewohnheitsrecht zugrunde, man schließt sich in der Entscheidung wo immer möglich einem Präzedenzfall an, aber es handelt sich in solchen Fällen doch schon um eine zum Gesetz gewordene Sitte, obgleich die Scheidung immer schwankend bleibt und die Alten sich nicht selten erst darüber klar werden müssen, ob ein Fall vor ihr Forum gehört oder ob sie in dem mehr familienartigen Kreis des Sippenältesten zu erledigen ist, oder ob man die Hände davon läßt und die Wiedergutmachung eines geschehenen Unrechts einer höheren Macht überläßt. Sch. selber führt folgendes Beispiel an: Schwängert ein Mann eine ledige Frau, so dürfen ihre Eltern von ihm Entschädigung verlangen; hat er Umgang mit einer verheirateten Frau, so hat ihr Mann Anspruch auf Entschädigung, vergewaltigt er eine Frau, so wird er vom Gericht wegen Notzucht bestraft. Dagegen hindert ihn kein Gesetz, mit einer menstruierenden Frau zu schlafen. Trotzdem kommt dies so gut wie niemals vor, weil ein solches Übertreten der Sitte durch magisch gewirkte Krankheit geahndet wird.

Die Spitze des Stammes bildet der Häuptling. Ohne seine Kenntnis und Zustimmung kann nichts geschehen, was für den Stamm von Bedeutung ist, er ist auch der oberste Richter, handelt aber in allem im Einvernehmen mit seinen Ratgebern, er ist zwar nicht an deren Votum gebunden, entfernt sich aber ungern und selten von ihm. Heute ist freilich die Meinung der Weißen für den Häuptling wichtiger als die seines Altenrates, der europäische Beamte gebraucht ihn als Vollstrecker seines Willens; obgleich dadurch seine Selbstherrlichkeit aufgehört hat und er Dinge tun und anbefehlen muß, die seinem Volk unangenehm sind, hat er doch sein Ansehen nicht eingebüßt, er bleibt die Verkörperung der Stammeseinheit, eine Beobachtung, die man auch bei anderen Stämmen macht; hier ist ein Stück Volkstum, das Zukunft hat und dessen Zerstörung einem gesunden Wachstum des Volkskörpers schädlich sein muß.

Der außerordentlich reiche Inhalt des Buches ist sowohl für die Völkerkunde wie für die Rechtsprechung von großer Bedeutung.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

*** = Besprechung: der Besprecher steht in ( )**

Orientalia N. S. 10 1941:

1/2 1—64 H. Lewy, Le calendrier perse (I. Le calendrier achéménide et ses précurseurs. II. Les calendriers sassanides. III. Le calendrier présassanide. IV. Les motifs religieux de la réforme d'Ardašîr. V. Conclusions. L. sieht in der Geschichte des iranischen Kalenderwesens vor dem Islam zwei religiöse Hauptrichtungen wirksam, die Mazda- und die Mithra-Religion; letztere hatte einen reinen Sonnenkalender, erstere hingegen trug auch den Mondphasen Rechnung. Zwischen beiden Richtungen wurden von

Zeit zu Zeit Synthesen versucht, die erste greifbare vermutlich unter Kyros gleichzeitig mit einer Angleichung an den babylonischen Kalender. Die letzte große Reform verbindet sich mit dem Namen des Sasaniden Ardašīr I., dessen Chronologie in einem Exkurs eine besondere Untersuchung gewidmet wird. Seine Reform erfaßte Sogden, Ḫwarezmier und Armenier nicht; aus deren Kalenderwesen lassen sich daher Schlüsse auf die Zeit vor den Sasaniden ziehen). — 65—92 E. Douglas van Buren, The *ṣalmê* in Mesopotamian Art and Religion (verfolgt die mit Bildern verbundenen Kulte der Sumerer, Babylonier und Assyrer durch die Keilschriftliteratur und geht dabei unter Beibringung reicher Quellennachweise auf die Bilder von Göttern, Königen, sonstigen Menschen, Tieren, Flüssen, Städten, Tempeln, abstrakten Begriffen u. a. m. sowie auf die Verwendung von Bildern in der Magie ein). — 93—103 A. Pohl und C. H. Gordon, Keilschriftbibliographie. 2 (1. III. bis 1. IX. 1940). — 104—15 Fr. Rosenthal, Some Pythagorean Documents transmitted in Arabic. I. On the Translation of the 'Golden Verses' (untersucht die Überlieferung der antiken „Goldenen Worte" vor allem in Ibn Miskawaihi's Werk *kitāb ǧāwīdān ḫirad*). — 116—41 C. H. Gordon, Aramaic Incantion Bowls (Forts. 3 272—84; 4 339—60. Veröffentlicht und bearbeitet 10 neue Texte aus verschiedenen Sammlungen und gibt Auszüge aus einer großen Zahl weiterer Texte mit z. T. ausführlichen Bemerkungen und Schrifttumsverweisen). — 142—6 *J. J. Stamm, Die akkadische Namengebung (N. Schneider). — 147—8 *Th. Jacobsen, Cuneiform Texts in the National Museum (N. Schneider). — 149—51 *Ders., The Sumerian King List (A. Pohl). — 151—3 *A. Poebel, Studies in Akkadian Grammar (A. Pohl). — 155—8 *A. Moortgat, Vorderasiatische Rollsiegel (E. Douglas van Buren). — 158—61 *G. Loud, The Megiddo Ivories (E. Douglas van Buren). — 162—5 *G. Loud and Ch. B. Altman, Khorsabad. II. The Citadel and the Town (A. Pohl). — 167—72 *Cl. F.-A. Schaeffer, Ugaritica (A. Bea). — 172—4 *J. Friedrich, Entzifferungsgeschichte der hethitischen Hieroglyphenschrift (H. G. Güterbock). — 174—6. *A. Scharff und E. Seidl, Einführung in die ägyptische Rechtsgeschichte I (A. Pohl). — 176—9 *R. Mond and O. H. Myers, Cemeteries of Armant I (A. Scharff). — 180—2 *A. S. Hunt, J. G. Smyly, C. C. Edgar, The Tebtunis Papyri III II (M. Zerwick). — 188—92 *G. Levi della Vida, Ricerche sulla formazione del più antico fondo della Biblioteca Vaticana (Fr. Rosenthal). — 193—5 *M. von Oppenheim, Die Beduinen I (Fr. Rosenthal). — 195—9 *L. Jalabert et R. Mouterde, Inscriptions grecques et latines de la Syrie II (E. Littmann).

3 201—22 H. Lewy, Gleanings from a New Volume of Nuzi Texts (behandelt terminologische und kulturgeschichtliche Fragen im Anschluß an Band VI der Nuzi-Veröffentlichung, hrsg. von E. R. Lacheman). — 223—40 C. Brockelmann, Zur Syntax der Sprache von Ugarit (sammelt eine Menge von wichtigen Einzelbeobachtungen als Grundlage einer Syntax des Ugaritischen). — 241—53 A. Pohl und C. H. Gordon, Keilschriftbibliographie. 3 (1. IX. 1940—1. III. 1941). — 254—71 O. Krückmann, Sethe's Buch über die Entstehung der Schrift (grundsätzliche Bemerkungen zum Problem der Entstehung der Schrift, den Schriftarten und den durch sie wiedergegebenen geistigen Gehalten). — 272—84 C. H. Gordon, Aramaic Incantation Bowls (Forts. von 1/2 116—41; s. d.). — 285—311 J. Simon, Notes bibliographiques sur les textes de la „Chrestomathia Aethiopica" de A. Dillmann (bietet eine ausführliche Bibliographie zu Dillmanns Texten mit zahlreichen Bemerkungen zu den mit ihnen verknüpften Problemen).

4 313—36 H. Lewy, The *Titennûtu* Texts from Nuzi (L. sieht in den oft erörterten *titennûtu*-Verträgen aus Nuzi Urkunden über den Austausch von Gegenständen verschiedener Art, aus denen Gewinne gezogen werden können; der Austausch erfolgte befristet mit beiderseitigem Eigentumsvorbehalt). — 337—8 A. Ungnad, Der angebliche König *Tarziḫa* der Perserzeit (*TAR-zi-ḫa* ist Verlesung für *Gam-⟨bu-⟩zi-ḫa*). — 339—60 C. H. Gordon, Aramaic Incantation Bowls (Schluß zu 1/2 116—41; s. d.). — 361—71 S. Euringer, Übersetzung der philosophischen Lehrsprüche in Dillmanns „Chrestomathia Aethiopica" (Übersetzung der Sprüche mit bibliographischen und erklärenden Anmerkungen und Hinweisen auf die arabische Vorlage). — 372—82 G. von Grünebaum, Al-Mubarrad's Epistle on Poetry and Prose (Ausgabe des Textes nach einer Münchener Handschrift mit erläuternden Anmerkungen). — 383—95 Fr. Rosenthal, Some Pythagorean Documents transmitted in Arabic. II. Plato's Exhortation concerning the Education of Young Men (gibt Verbesserungen zu dem von Cheikho herausgegebenen Text aus Ibn Miskawaihi's *kitāb ǧāwīdān ḫirad* und behandelt die Probleme seiner Überlieferung und seines Verhältnisses zum griechischen Original). — 397—401 *Fr. Rosenthal, Die aramaistische Forschung seit Th. Nöldeke's Veröffentlichungen (E. Littmann). — 401—4 *S. Passarge, Die Urlandschaft Ägyptens (H. Stock). — 404—7 *Ph. K. Hitti, N. A. Faris, B. 'Abd al-Malik, Descriptive Catalog of the Garrett Collection of Arabic Manuscripts (P. Kraus).

v. Soden

Oriente Moderno 21 1941:

7 (Luglio) Sez. politico-storica: 329—37 R. Tritonj, Cipro e Rodi. — 339—40 Scambio di Note tra la Francia e l'Inghilterra, dell'8 giugno, intorno all'aggressione britannica contro la Siria (französ. Text). — 340—1 Trattato di Amicizia tedesco-turco del 18 giugno 1941.
8 (Agosto) Sez. politico-storica: 390—2 Prime proposte britanniche per la cessazione delle ostilità in Siria (französ. Text). — 392 Risposta francese dell' 11 luglio alle proposte britanniche (französ. Text). — 392—4 Accordo anglo-francese del 14 luglio 1941 per la cessazione delle ostilità in Siria (französ. Text). — Sez. culturale: 428—32 R. H., Bilancio morale e opposte tendenze dei missionari protestanti americani ai Musulmani (Referat über Aufsätze aus The Moslem World).
9 (Settembre) Sez. politico-storica: 437—45 S. Nava, Regime e problemi internazionali del Marocco.
10 (Ottobre) Sez. culturale: 538—47 E. Rossi, Gli studi orientalistici in Grecia.
11 (Novembre) Sez. culturale: 590—5 S. Zanutto, Libri sull'Etiopia e sul conflitto italo-etiopico. Parte VI: anno 1940 e Supplemento alle Parti precedenti.
12 (Dicembre) Sez. politico-storia: 597—620 E. Bussi, Sardegna e Barbareschi dal 1794 al 1815.

W. Br.

Ostasiatische Zeitschrift N. F. 15 und 16 1939/40:

5/6 129—47 Fritz Fichtner, Der alte Bestand ostasiatischer Keramik im Schloß Favorite bei Rastatt, mit 6 Tafeln (Einleitend werden auf Grund der alten Bestandsverzeichnisse kurze Nachrichten über die Geschicke der Fayence- und Porzellansammlung des 1711 erbauten Schlosses geboten, die im wesentlichen von der Witwe des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, Franziska Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg, zusammengebracht wurde. Dar-

auf wird über das vorhandene chinesische und japanische Porzellan und Steingut berichtet, und dabei werden die vorzüglichsten und bedeutsamsten Stücke des Ming-Porzellans, der Mingexportware, des K'ang-hsi-Porzellans, roten Steinzeuges aus Kiangsu (Yi-hsing) und Geschirres aus der K'ang-hsi-Zeit (blanc-de-chine, Porzellane mit Muffelfarben- oder Unterglasurkobaltmalerei) näher beschrieben. Das vorhandene japanische Porzellan — meist Exportware, wie sie die Holländer des 17./18. Jahrh. mitbrachten — enthält schöne Service aus Arita-Porzellan. Im Schlosse ist auch viel Gut in abendländischer Fayence und solchem Porzellan vorhanden, an dem sich gut untersuchen läßt, wie Ostasien auf die europäische Fayence- und Porzellankunst einwirkte. Hervorstechende Stücke werden näher beschrieben). — 148—71 W. Eberhard, Die vollkommene Frau, das chinesische Schönheitsideal, von Li Li-weng (李笠翁). (Der hier vorliegende Schlußteil einer unterweilen etwas verkürzten Verdeutschung handelt 1. über die Kleidung der schönen Frau: [a: allgemeine Einleitung, b: Kopfschmuck, c: Kleidung, d: Strümpfe und Schuhe]; 2. über ihre Bildung [a: allgemeine Einleitung, b: literarische Ausbildung, c: Musik, d: Gesang und Tanz]; 3. Mann und Frau [a: das Zusammenleben von Mann und Frau, b: Ratschläge für das Verhalten in der ersten Nacht des Zusammenlebens]). — 172—83 Kenji Moriya, Über das Blomhoff'sche Familienbild Kawahara Keiga's. Forschungsmaterial zum Einfluß der europäischen auf die japanische Malerei. Übersetzt vom Verf. aus der Zeitschrift Bijutsu Kenkyu, Heft 65 (Im Jahre 1817 oder 18 landete der holländische Kapitän Jan Cock Blomhoff mit seiner Frau, seinem Söhnchen, einer Amme und einer orientalischen Dienerin in Nagasaki. Da es ungewöhnlich war, daß holländische Frauen mit ankamen — auch Frau Blomhoff wurde nach fünf Monaten ausgewiesen — wurde auch für die japanischen Behörden der Kuriosität halber die Familie gemalt. Diese Bilder, die in mehreren Repliken — mit und ohne den Kapitän selbst und auch sonst mit verschiedener Personenzahl — erhalten sind, wurden von Kawahara Keiga gemalt, der auch für Siebold als Pflanzenmaler tätig war. Beim Studium der Bilder stellt sich heraus, daß eines, nämlich das jüngere, aus der Sammlung Takeshi Ikenaga in Kobe, in den zeitüblichen typischen Ausdrucksformen der von holländischer Malerei beeinflußten japanischen Künstler gemalt ist, während zwei — nämlich die älteren im Besitze der Universitätsbibliothek zu Tokyo und das in der Sammlung Tadataka Itō (Tokyo) — im Gegensatze dazu eine ganz einzigartige Stellung insofern einnehmen, als in diesen beiden Bildern der „realistische Geist der neueren europäischen Malerei bis zu einem gewissen Grade erfaßt" ist. Beide Reihen stehen im Gegensatze zu der seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mit der Jesuitenmission eingeführten Malerei des religiösen Idealismus. Der Einfluß wirkte sich auf Keiga durch Miniaturbilder aus, welche die Holländer mitbrachten). — 155—8 Bücherbesprechungen. — 189—92 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst (a: Todesnachrichten, b: Inhaltsangabe eines Vortrages Herbert Kühns über Chinesische Einflüsse auf die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit [übernommen wurden über Goten und Awaren Motive wie: Zikade, Tierwirbel mit umlaufenden Vogelköpfen, S-Fibel, Wolkentiger, der die Wolkenschlangen frißt, Tierkopfendigungen der Fibeln, Stierköpfe], c: Nachrichten über Bücher, die verbilligt bei der Gesellschaft zu kaufen sind). — 193—7 Bibliographie: Ostasien, Indien, China, Japan, Zentralasien. Beigelegt ist Titel und Inhaltsverzeichnis zum Bande, sowie eine Berichtigung zu S. 78ff.

N. F. 17·1941:

1/2 1—3 A. Graf Strachwitz, Josef Strzygowski zum Gedächtnis (Der Mann und sein Werk werden warmherzig geschildert). — 4—31 Martin Feddersen, Kunst und Kunstgewerbe .Ostasiens in den europäischen Reiseberichten der Mongolenzeit (Einleitend wird eine kurze Geschichte der europäischen Reisen an den Hof der Mongolenkhane geboten, wobei die des weiteren in der Arbeit benutzte Reiseliteratur zusammengestellt wird. Im Hauptteile der Arbeit „ist versucht worden, alle Notizen über Kunst im weitesten Sinne des Wortes" aus dieser Reiseliteratur des 13. und 14. Jahrh. auszuziehen und „übersichtlich zu ordnen". Die einschlägigen Nachrichten sind zusammengestellt unter folgender Ordnung: a) Baukunst, b) Plastik, c) Malerei, d) Keramik, e) Metallarbeiten, f) Halbedelsteine und Edelsteine, g) Textilien, h) christliche Kunst in Ostasien. Es ist geplant, in einer weiteren Arbeit die europäischen Quellen für die Ming- und Mandschu-Zeit entsprechend zu behandeln). — 32—45 H. van Meurs, Alter und symbolische Bedeutung des Stupa. Mit 2 Tafeln. („Der erste Zweck dieses Aufsatzes ist, als wahrscheinlich erscheinen zu lassen, daß der Stupa schon in dem alten China der Shang- und Chou-Zeit, d. h. ungefähr 1500 bis 1000 und 1000 bis 255 v. Chr. vorkam." Die älteste Form sei ein Säulenstupa gewesen, der — und dies wahrscheinlich zu machen ist die zweite Absicht der Arbeit — den Lebensbaum darstelle. Der Stupa habe sich nicht aus dem Grabhügel entwickelt. Der glockenförmige Stupa sei in späterer Zeit aus dem säulenartigen abgewandelt worden). — 46—61 Victoria Contag, Schriftcharakteristiken in der Malerei, dargestellt an Bildern Wang Mêng's und anderer Maler der Südschule (Hier wird es unternommen, durch besonnene Kritik der Malweise das echte Werk Wang Mêng's herauszuarbeiten und gegen verschiedene Arten unechter Bilder abzusetzen). — 62—4 Otto Fischer, Asiatische Kunst aus Schweizer Sammlungen (Fischer berichtet kritisierend über die Ausstellung asiatischer Kunst, welche vom 1. Febr. bis Mitte April 1941 in der Kunsthalle Bern stattfand. Gezeigt wurden Kunstgegenstände aus Indien, Hinterindien, Indonesien, China, Korea und Japan aus Schweizer Besitz). — 65—74 Buchbesprechungen. — 65—78 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst (a: Todesnachrichten, b: Bericht über die 99. ordentliche Versammlung am 1. 2. 41, c: Bericht über die 15. Hauptversammlung der Gesellschaft am 27. 4. 41 [Satzungsänderung], d: Bericht über die 100. ordentliche Versammlung der Gesellschaft mit Inhaltsangabe eines Vortrages Ernst Diezens über die Sammlungen chinesischer Malerei im Museum zu Boston, USA., e: Nachrichten über Bücher, welche durch die Gesellschaft verbilligt zu haben sind, f: Mitteilungen aus befreundeten Vereinen [Inhaltsangabe eines Vortrages, welchen Bernd Melchers über die chinesischen Kaisergräber und ihre Entwicklung durch drei Jahrhunderte vor den Freunden asiatischer Kunst und Kultur in München am 18. 3. 41 hielt]). — 79—82 Bibliographie (Ostasien, Indien und Indonesien, China, Japan und Korea, Zentralasien). — 83—4 Verschiedenes (a: Vorträge, die vom 1. 11. 40 bis 3. 4. 41 in Deutschland über Indien und den Fernen Osten gehalten wurden, b: Personalien, c: Nachrichten über Museen, Ausstellungen, Denkmäler, d: Veröffentlichungen, e: Versteigerungsergebnisse).

3/4 85—94 Kurt Blauensteiner, Rahmenlosigkeit

und Begrenzung in der chinesischen Malerei (Für das Problem der Rahmenlosigkeit sind folgende drei Eigenschaften des chinesischen Bildes entscheidend: 1. die selbständige Bedeutung der Bildfläche, 2. die Bewegungsrichtung des Bildinhaltes, 3. der nicht bildmäßige Aufbau der Darstellung). — 95—115 Werner Speiser, Zum Werke des Mu-hsi, mit 4 Tafeln (Alle unter dem Namen Mu-hsi's gehenden Bilder sollen zusammengestellt werden, ohne weiter kritisch Stellung zu nehmen). — 116—9 Otto Kümmel, Zwei Bugaku-Masken der Fujiwara-Zeit, mit 3 Tafeln (Es wird nachgewiesen, daß die beiden unter Nr. 72/73 aufgeführten Masken des Kataloges der Versteigerung Hayashi vom 27. 1.—1. 2. 02 zu Paris — sie befinden sich jetzt in der Sammlung ostasiatischer Kunst der Berliner Museen — Kostbarkeiten sind. Die eine der beiden Tanzmasken trägt das Datum des 19. 4. 1160 und stammt aus den Weihgaben, welche dem Tōdaiji dargebracht worden sind; die andere wird dem 12. Jahrh. angehören und wohl aus dem Hōryūji stammen). — 120—30 Zoltán v. Takács, Iranisch-Hellenistisches und Ostasiatisches in der Kunst der großen Völkerwanderung, mit 32 Abbildungen (Der Formenschatz des Fernen Ostens drang in dieser Völkerwanderungszeit nach Ungarn vor und vermischte sich dort mit bodenständigen Motiven. Dabei änderten die Kunsthandwerker, welche die Formen übernahmen, diese vielfach nach der Tradition um, in der sie selbst standen. Die Völkerwanderungskunst, welche man heute als awarisch bezeichnet, ist eine Mischkunst, die entstand, als die römisch-hellenistische Überlieferung noch stark war. Sie kam lange vor Ankunft der Awaren auf, und zwar, als verschiedene Reiterstämme, besonders Sarmaten, sich in der heutigen Puszta niederließen und andere durch Constantin den Großen in Pannonien angesiedelt wurden). — 132—2 Otto Fischer, Ausstellung Asiatische Kunst aus Schweizer Sammlungen ii, mit 2 Tafeln (Bericht über die Züricher Ausstellung vom 27. 5. bis zum 24. 8. 41. Es wurden Stücke aus Indien, Champa, Birma, Java, Bali, Siam, dem Khmer-Reiche, China, Tibet, Nepal und Japan gezeigt). — 133—4 E. H. von Tscharner, Entgegnung auf den Bericht „Asiatische Kunst aus Schweizer Sammlungen" von Otto Fischer in der Ostasiatischen Zeitschrift, N. F. 17, S. 62ff. — 135—44 Buchbesprechungen. — 145—50 Mitteilungen der Gesellschaft für Ostasiatische Kunst (a: Todesnachrichten, b: Bericht über die 101. Versammlung der Gesellschaft am 16. 9. 41 mit Inhaltsangabe eines Vortrages Giacinto Aurici's mit dem Thema: Betrachtungen über einige Unterschiede zwischen der japanischen und der chinesischen Kunst, c: Nachrichten über Bücher, die verbilligt durch die Gesellschaft zu beziehen sind). — 151—4 Bibliographie (Ostasien, Indien und Indonesien, China, Japan, Zentralasien. Kataloge). — 155—6 Verschiedenes (Museen und Ausstellungen, Vorträge, die zwischen dem 23. 4. 41 und 13. 6. 41 gehalten wurden; Verschiedenes).

Friedrich Weller.

Sefarad 2 1942:

1 3—94 Antonio García y Bellido, Fenicios y Carthagineses en España (die Phönicier und Karthager in Spanien von Beginn bis zum 3. Jahrhundert vor Chr., vorwiegend nach den Zeugnissen der alten Schriftsteller, mit einer Karte; unsichere Datierung der Anfänge). — 95—8 Jose María Millas Vallicrosa, Un 'Mahzor' de origen aragonés (jüdisches Ritualbuch in Zaragoza, um 1300 geschrieben, leider schlecht erhalten; eine Tafel). — 99—112 Francisco Cantera, De epigraphía hebraicoespañola (Text und Erklärung von drei Inschriften in hebräischen Buchstaben, mit Tafeln). — 113—51 Bernardino Llorca, La inquisición española y los conversos judios o 'marranos' (sucht zu zeigen, daß die Inquisition in Spanien vor allem wegen der übergetretenen Juden eingerichtet wurde; Abdruck von Prozeß-Urkunden von 1484/5). — 171—91 Serafín de Ausejo, El problema de Tartesos (kritischer Überblick über die nach Schulten vor allem von Spaniern ausgesprochenen Meinungen über die Lage von Tartessos).

2 227—92 Antonio García y Bellido, Fenicios y Carthagineses en España (kritischer Überblick über den archäologischen Tatbestand, mit 24 Tafeln). — 293—323 José María Millás Vallicrosa, La apologética de Luis Vives y el judaismo (reiche Mitteilungen aus dem Inhalte und Versuch einer geistesgeschichtlichen Einordnung). — 325—75 Francisco Cantera, La judería de Miranda de Ebro 1350—1492 (mit ausführlichen urkundlichen Belegen und Tafeln). — 377—81 Karl Habersaat, Contribución a la bibliografía de los manuscritos judeo-españoles con un complemento a Shunami ('el judeo-español, llamada también ladino, representa un dialecto análogo al jiddisch').

Leipoldt.

Sinica, Zeitschrift für Chinakunde und Chinaforschung 15 1940:

3/6 173—9 Liao Bao-Seing, Die chinesischen Hochzeitsbräuche vor der Revolution 1911; mit 5 Tafeln (behandelt Brautwerbung, Verlobung, Rolle der Vermittler, Mitgift, Einholung der Braut, Hochzeitstag, Verhalten des jungen Paares während und kurz nach der Trauung, gegenwärtige Entwicklung). — 180—9 Wolfram Eberhard, Entwicklungslinien der chinesischen mittelalterlichen Literatur (das 2.—6. nachchr. Jahrhundert ist bisher von der Forschung sehr zu Unrecht vernachlässigt worden, obwohl dies einer der fruchtbarsten Abschnitte der chinesischen Literaturentwicklung überhaupt ist, in dem das heranreifte, was dann zur Tang-Zeit zu voller Blüte kam. Die neuere chinesische Forschung, besonders Hu Shi, wies hierauf hin. Kennzeichnend für den Gang der Literaturentwicklung ist, daß gewisse Volksliedertypen von Dichtern als Vorlagen für ihr Schaffen aufgegriffen, immer mehr verfeinert, ihrer Ursprünglichkeit entkleidet und zu reinen Kunsterzeugnissen wurden). — 190—228 Wolfram Eberhard, Die chinesische Küche. Die Kochkunst des Herrn von Sui-Yüan; übertragen und eingeleitet, mit 8 Textabb. (Vorwort, I. Was man vom Essen wissen muß, II. Was man nicht tun darf! III. Die Leckerbissen, IV. Das Fleisch, V. Die Fische, VI. Gemüse, VII. Der Tee, Nachwort). — 229—73 Liao Bao-Seing, Die Geschichte des chinesischen Geldes; von den Uranfängen bis zur Errichtung der chinesischen Republik. Fortsetzung, mit 8 Tafeln (Metallgeld: e) Die Fünf Dynastien, 907—959 n. Chr., und die Sung-Dynastie, 960—1278 n. Chr. f) Yüan-Dynastie, 1279—1367 n. Chr., und die Ming-Dynastie, 1368—1643 n. Chr. g) Tsing-Dynastie, 1644—1911 n. Chr. — 3. Tung-yüan; Rundform des Geldes ohne Ausschnitt in der Mitte. Wird fortgesetzt). — 274—305 Friedrich Otte, Die chinesische Reichspost; mit 4 Tafeln, 4 Textabb. und 3 Diagrammen (I. Vorbemerkung, II. Besonderheiten der Entwicklung, III. Die Entstehungsgeschichte der heutigen Postverwaltung, IV. Telegraphie, Telephon und drahtloser Verkehr, V. Das Jahr 1937: Rückblick und Ausblick, VI. Chinas Stellung im internationalen Postverkehr). — 306—08 Liao Bao-Seing, Wang Do; zu einer Stiftung Sr. Exzellenz von Borch (Abriß des Lebens und

Schaffens Wang Do's, 1592—1652 n. Chr., eines Gelehrten und Malers, später Angehörigen der Hanlin-Akademie und Kultusministers. Von seinen Gemälden sind die Landschaftsbilder am berühmtesten. Kurze Beschreibung einer Regenlandschaft Wang Do's aus dem Besitze Sr. Exz. von Borch, die dem China-Institut als Geschenk überlassen wurde. Zusammenstellung der veröffentlichten Bilder Wang Do's). — 309—16, Erwin Rousselle, Sylvester-Ansprache 1940/41, gehalten im China-Institut (Rückblick auf den vom Vortragenden im letzten Jahr beendeten Studienaufenthalt in China und die dort gewonnenen Eindrücke. — Anknüpfend an den Brauch, in China zu Neujahr Torhüter am Haustor aufzustellen, Behandlung von Torhütern dauistischer und buddhistischer Tempel, insbesondere solcher Figuren eines buddhistischen Tempels in der Nähe des O-me-schan von abweichender Darstellung, die in ihrer Symbolik gedeutet werden. — Schließlich eine Legende des Dīpaṃkara Buddha, wie sie der Erzabt Scheng Kin vom O-me-schan berichtete. Aus ihr wird in der Ausdeutung das Gleichnis für unsere Gegenwart gezogen). — 317—26 Bücherbesprechungen: *Lily Abegg, Chinas Erneuerung, — der Raum als Waffe; Frankfurt a. M., Societäts-Verlag (Friedrich Otte). — *Daisetz Teitaro Suzuki, Die große Befreiung. Einführung in den Zen-Buddhismus; nach dem englischen Originaltext „An Introduction to Zen-Buddhism", Leipzig, Curt Weller & Co.-Verlag 1939 (Annie Zimmermann). — *Tao Chün, Die Lehre von der Befreiung. Der Weg des Buddha Gotama; Berlin, Der Neue Geist Verlag, o. J. (1939) (Annie Zimmermann). — *Erich Wilberg, Landschaften und Antlitze. Peking (China) 1939 (Annie Zimmermann). — *Erich Schmitt und Lou Y, Einführung in das moderne Hochchinesisch. Ein Lehrbuch für den Unterrichtsgebrauch und das Selbststudium nebst chinesischem Zeichenheft, Shanghai, Verlag von Max Nößler & Co., 1939 (Yuvoon Chen). — 327 Zu den Bildtafeln; Berichtigungen. — 329—37 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen.

Alfred Kühn.

Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft N. F. 17 1940/41:

1/2 1—29 J. Begrich, Sōfēr und Mazkīr (diese beiden im davidisch-salomonischen Staate eingerichteten Staatsämter, „Schreiber" und „Sprecher", haben die ägyptischen Ämter des *sš* und des *whm.w* zum Vorbilde). — 30—57 P. Humbert, Die literarische Zweiheit des Priester-Codex in der Genesis (Ablehnung der These v. Rads, daß P aus zwei ursprünglich selbständigen literarischen Schichten zusammengesetzt sei). — 57—70 K. Möhlenbrink, Sauls Ammoniterfeldzug und Samuels Beitrag zum Königtum des Saul (der Ammoniterfeldzug wurde nur von den Stämmen der „Gilgal-Amphiktyonie" [Benjamin, Gad, Ruben] geführt; Samuel brachte dem Königtum Sauls die übrigen Stämme der Zwölfstämmeamphiktyonie zu). — 70—98 W. Reiss, „Gott nicht kennen" im Alten Testament (Untersuchung der Termini und ihrer speziellen Bedeutung). — 99—133 O. Procksch, Fürst und Priester bei Hesekiel (literarkritische Analyse von Ez. 40—48; nach Abzug des aus der Zeit zwischen 537 und 520 stammenden sekundären Bestandes bleibt ein auf den Propheten Ez. zurückgehender Grundbestand übrig, der die Trennung von „Sadokiden" und „Leviten" noch nicht kennt). — 133—41 M. Sekine, Das Wesen des althebräischen Verbalausdrucks (der Unterschied von Perf. und Imperf. ist psychologisch als der Unterschied zwischen „geschlossener" und „offener" Verbalvorstellung zu erklären). — 142—52 Wichtige Abhandlungen und Aufsätze aus Zeitschriften und Sammlungen. — 152—3 Liste der bei der Schriftleitung eingegangenen Werke. — 153—6 R. Gyllenberg, Die Bedeutung des Wortes Sela (Sela ist auf das jeweils Folgende zu beziehen; es kennzeichnet das Einfallen des Chores nach den Worten des Vorsängers). — 156—8 B. Zimolong, Zu Rut 2, 7 (Versuch einer Auslegung ohne Textänderung). — 158—9 A. Gustavs, Der Gott Ḫabiru in Kerkuk (als theophores Element in dem Personennamen Ḫabirtilla). — 159—60 A. Alt, Ein ägyptisches Gegenstück zu Ex. 3, 14 (*wn(n).j wn.kwj* = „ich bin, indem ich bin" in der „Lehre für König Meri-kare"). 3/4 161—89 M. Noth, Num. 21 als Glied der „Hexateuch"-Erzählung (literarische Analyse, die als „quellenhaft" nur den im wesentlichen einheitlichen Abschnitt V. 21—31 erweist, im übrigen in großem Umfang Redaktorenarbeit aufzeigt; anhangsweise Untersuchung des Gebrauchs von אמרי im AT). — 190—215 O. Eissfeldt, Lade und Stierbild (beide „Führersymbole" aus der Zeit vor der Landnahme, nur je bei verschiedenen Stämmegruppen beheimatet; das Stierbild bildete den Kopf einer Standarte und stand von Hause aus höchstens mittelbar in Zusammenhang mit einem Fruchtbarkeitskult). — 216—22 G. v. Rad, Erwägungen zu den Königspsalmen (sachlich beruhend auf 2. Sam. 7 haben sie nicht so sehr die geschichtliche Gestalt als vielmehr das „göttliche Urbild" des Königtums im Auge, so daß der in ihnen angewandte orientalische Hofstil nicht eigentlich als „Überschwang", sondern doch als naheliegendes Ausdrucksmittel für einen übergeschichtlichen Inhalt beurteilt werden muß). — 223—28 L. Rost, Erwägungen zu Sacharjas 7. Nachtgesicht (*riš'ā* nicht = „Bosheit", sondern = „Schuldspruch"). — 228—34 L. Köhler, Hebräische Vokabeln III (u. a. „der bestimmte Artikel **han*"). — 234—40 H. Grimme, Der Begriff von hebräischem תורה und תודה (auf die Grundbedeutung „bekennen, Bekenntnis" lassen sich alle Vorkommen zurückführen). — 240—4 A. Ungnad, Keilinschriftliche Beiträge zum Buch Esra und Ester (1. Uštanni und Tattannu [der תתני von Esr. 5, 3. 6; 6, 6. 13 nicht mit ersterem identisch, sondern mit letzterem, der als Satrap von Abarnahara für die Zeit Darius' I. sicher nachgewiesen ist]; 2. Mordechai [= *Marduka* in einem Texte aus Barsip]). — 244—7 A. Alt, Meros (Ri. 5, 23 erklärt sich daraus, daß Meros eine dem Verbande des Stammes Manasse eingegliederte, ehedem kanaanäische Stadt gewesen war). — 248—51 O. Eissfeldt, Abdalonymus und *'lnm* (gegen G. Kuhn, ZAW NF 16, 150; vgl. auch OLZ 44, 265ff.). — 251—69 F. Stummer, Griechisch-römische Bildung und christliche Theologie in der Vulgata des Hieronymus. — 269—76 Wichtige Abhandlungen und Aufsätze aus Zeitschriften und Sammlungen. — 276—7 Liste der bei der Schriftleitung eingegangenen Werke. — 277—9 A. Alt, Zu einigen Bezeichnungen von Berufen im Ugaritischen (neben einer Reihe semitischer Berufsbezeichnungen stehen meist noch schwer erklärbare offenkundig nichtsemitische [z. T. churrische]; Nachweis einiger Berufsbezeichnungen als Lehnwörter auch im Ägyptischen). — 279—80 J. Schmidt, Koh. 4, 17 (statt רע lies רַע = „etwas anderes" [!]).

M. Noth.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.